

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **30 (1948)**

Heft 27

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—, Einzelnummern kosten 25 Rappen. Erschließt auch in fremdsprachigen Bänden. Abonnements-Einsendungen auf Postfachkonto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Orell Gossweiler, Schweizer Frauenblatt, Zürich. Inseraten-Annahme: August Hiltl, G., Golderstrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 29 75. Postfach-Ronto VIII 12433. Administration, Druck und Expedition: Bundesdruckerei Winterthur AG, Telefon 22 22 52, Postfach-Ronto VIII b 58

Inserationspreis: Die einpaltige Zeile, 10 Spalten, 80 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp., Eiltreibegebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate - Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Ende Feuer!

El. St. Auf den 1. Juli ist vom eidgenössischen Kriegsernährungsamt die Lebensmittelrationierung vollständig aufgehoben worden. Damit fallen nun die letzten couponbedingten Nahrungsmittel wie Speisekarte, Mehl und Reis wieder in die Kategorie der frei beschaffbaren Artikel. Das K. E. A. äußert sich zu dieser, nach neunjähriger, konsequent durchgeführten Rationierung folgendermaßen:

„Damit findet ein fast neunjähriger ernährungsreicher Abschnitt der schweizerischen Ernährungsgeschichte sein Ende. Das eidgenössische Kriegsernährungsamt weiß, daß die Rationierung in unserem Lande ihren Zweck nur erfüllen konnte, weil die überwiegende Mehrheit aller Schweizer, jama während der Mangeljahre, gewillt und bereit war, sich den beschränkten Verfügungen und Anordnungen in einflussvoller und disziplinierter Art zu unterziehen. Darüber hinaus hat die große Mehrheit der unmittelfar und mittelbar Beteiligten, vor allem die Produzenten und Importeure, die Geschäftsinhaber und ihr Personal, die kantonalen und kommunalen Verwaltungen und ganz besonders die Schweizerfrauen, weber Arbeit noch Mühe gescheut, um unter den schwierigen Verhältnissen der Kriegszeit den unermeidlichen Verbrauchseinsparungen zum Erfolg zu verhelfen. Das Eidgenössische Kriegsernährungsamt fähigt denn auch dem Schweizervolk den herzlichsten Dank ab.“

Aber in seinem kürzlich herausgegebenen Tätigkeitsbericht erweitert es diesen Dank noch folgendermaßen und in einer Art und Weise, die allen denen eine Freude bereiten muß, welche die Einhaltung der Vorschriften, den Verzicht auf schwarze Käufe und die möglichst gute Bewirtschaftung des Vorhandenen als Gewissenssache betrachtet haben. Minister Dr. E. Feist schreibt ab Seite 16:

„Es wäre eine Unterlassung, wenn wir in diesem Zusammenhang nicht die tabellarische Bilanz und die große Opferbereitschaft der schweizerischen Arbeiter und der breiten Familienmitglieder in den größeren und kleineren Städten rühmlichst anerkennen würden. Gerade diese Leute mit ihren relativ bescheiden Einkommen, haben ein außerordentliches Maß von Einsicht und Zurückhaltung an den Tag gelegt, die höchsten Lob und Anerkennung verdienen. Zum Schluß dieses Abschnittes müssen wir aber noch einer weiteren Kategorie gedenken. Das sind die Hausfrauen, die in erster Linie und am stärksten von den kriegswirtschaftlichen Maßnahmen und Einschränkungen betroffen worden sind. Ihrer Anpassungsfähigkeit, ihren fähigen Vätern und ihrer Wirtschaft, die Einschränkungen durch ihre hauswirtschaftliche Tüchtigkeit zu mildern, ist es weitgehend zuzuschreiben, daß die Mangelwirtschaft während des Krieges erfolgreich gemeistert werden konnte. — Deshalb war es eine selbstverständliche Pflicht, die Frauenvereine und ihre beruflichen und gemeinnützigen Organisationen zur engen Mitarbeit mit dem K. E. A. heranzuziehen. Die wertvolle Unterstützung, die uns von die-

ser Seite ebenso freudig wie zuverlässig gewährt wurde, verdient ganz besondere Erwähnung. Die Festhaltung, daß bei den periodischen und offenen Orientierungen des konfunktionalen Frauenkomitees über die Versorgungslage und über die in Aussicht genommenen Maßnahmen nicht ein einziges Mal eine Anbiederung vorkam, ist im Hinblick auf die diesbezügliche Boshaftigkeit des Volkermundes zweifellos gerechtfertigt und bezeichnend zugleich.“

Wir danken Dr. Feist für diese Worte der Anerkennung, welche alle diejenigen, die Glaubensfind, daß auch im Staat die gemeinsame Arbeit von Mann und Frauen nützlich sei, ganz besonders freuen.

Nun möchten aber auch wir Frauen noch einmal unseren Dank aussprechen, an die Behörden, die Landwirtschaft, und dort besonders, an deren so sehr überlastete Frauen; möchten ihn aber auch mit besonderer Nachdrucklichkeit ausdrücken an den Detailhandel und dort besonders und im speziellen auch an das Ladenpersonal, das in einer unerhöhllichen Ruhe und Geduld seinen Dienst getan hat, und auch gegen solche Hausfrauen freundlich geblieben ist, die ihm das Leben nicht immer leichter gemacht haben.

Daß wir Frauen dadurch, daß wir die übrigen

immer mit viel Anpassung an bestimmte Vertrauenskategorien erlassenen Vorschriften des K. E. A. gewissenhaft erfüllten, daß wir — es sei nicht verschwiegen — durch viel persönliche Anstrengung und Mehrarbeit mitgeholfen haben, unter Land und Volk durch eine schwere Zeit durchzubringen, ist uns eine Freude und eine Genugtuung. Denn es ist wohl immer so, daß gerade die Treue im Kleinen und Kleinsten große Wirkungen hat, und deshalb der Erfolg unserer Rationierung neben der Einsicht und Voraussicht der Behörden der Mühe und Fleißarbeit jedes Einzelnen zu verdanken ist, der sich gewissenhaft ihr unterzogen hat.

Und nun die Moral von der Geschichte: Nach den gemachten Erfahrungen sollte es sich jede Hausfrau, die es irgendwie kann, zur Pflicht machen, wieder nach und nach einen kleinen Vorrat von dauerhaften Lebensmitteln anzulegen, denn man verzeihe es nicht, die Welt ist noch kein Friedensparadies, sondern ein unterirdisch brodelnder Vulkan, bei dem es zu jeder Stunde zum Ausbruch kommen kann!

Mit großer Freude und Genugtuung erfüllt uns die Verleihung des Dr. med. h. c. an Herrn Muggli durch die medizinische Fakultät der Universität Zürich, bei Anlaß ihrer Verfassungsfeier vom letzten Sonntag.

„Bekenntnis der deutschen Frau zur Demokratie“

Frauentagung in Frankfurt a. M.

Deutschland feierte kürzlich mit einer Festwoche den hundertjährigen Gedenktag an die erste deutsche Nationalversammlung im Mai 1848 in der Paulskirche in Frankfurt a. Main. Mitten in mit Fahnen und Tannen geschmückten Träumen fand die für diese Feiertage wiedererrichtete Kirche als Mahlsaal des Willens des deutschen Volkes zum Wiederaufbau: „damit wir in ehrbarer, rechtfähiger Arbeit, in Fleiß, Demut und Selbstsucht wieder würdig werden, gemeinsam mit allen Nationen um die Palme des Erfolges in edlem Wettstreit zu schaffen“ — wie der Initiator der Festwoche, W. Kolb in einer Ansprache sagte. Daß dieser Aufbau von ganzem Volk — nicht nur von den Männern — geleistet werden solle, kam deutlich an dem Interzonalen Frauenkongress, einem integrierten Teil der Festwoche, zum Ausdruck. Er wurde unter dem Motto: „Bekenntnis der deutschen Frauen zur Demokratie“ durchgeführt.

Aus den verschiedenen Landesteilen und Besetzungszone waren 800 Delegierte der Frauenorganisationen gekommen, in festliche Stimmung, glückselig, endlich wieder einmal Gelegenheit zur Fühlungnahme von Stadt zu Stadt, von Besetzungszone zu Besetzungszone zu haben. Als eine der wenigen ausländischen Gäste, als Delegierte des BSF an dieser Tagung teilzunehmen, war ein eindrucksvolles Erlebnis.

An der feierlichen Kongressöffnung in der Universität begrüßte u. a. der sozialistische Oberbürgermeister von Frankfurt, W. Kolb, die Kongressnehmerinnen und stellte die große Bedeutung der Gemeinschaftsarbeit von Männern und Frauen in den Vordergrund. Ein ausdrückliches Bekenntnis zur Demokratie bildeten die Ansprachen älterer und jüngerer Vertreterinnen der deutschen Frauenbewegung: der Pionierin Dr. E. Lübers, Berlin, Frau Krenn, München, Regierungspräsidentin Th. Wählich, Hannover und Dr. Muehlhoff, Lindeau. Sie betonten die Freude an der zum ersten Male wiedererlangten Möglichkeit zu gemeinsamer Arbeit, zum Meinungsaustausch, betonten den Willen zum Frieden und zur Einheit Deutschlands. Man gewann den Eindruck von Frauen, die durch vielfaches Leiden und äußere und innere Schwierigkeiten wohl schwer belastet, jedoch nicht erdrückt wurden, von Frauen, die in hartem Willen gegen die großen Verantwortung für ihr Land bewußt, sich einsetzen für den Wiederaufstieg ihres Volkes.

Eine öffentliche Frauensubstanz im historischen Rahmen der Paulskirche wurde ganz von Frauen besetzt, incl. des von einer Frau dirigierten Chores, der die große, öffentliche Feier mit Schilks Motette: „Gieb unsren Vätern und aller Obrigkeit Fried und gut Regiment“ stimmungslos einleitete und mit „Aus der Tiefe

Bundesfeier 1948

Kauft Karten und Marken! Helfst mit im Kampf gegen die Tuberkulose!

„Ist es Dir“ würdig und der Zeit entsprechend beschloß. Die Festreden klangen, nach interessantem Rückblick auf die deutsche Frauenbewegung, in dem Bekenntnis aus, „nur durch eine innere Umkehr des ganzen Volkes ist der Aufstieg Deutschlands nach dem jetzigen Tiefstand möglich“. Protestantische und katholische Rednerinnen brachten übereinstimmend die Notwendigkeit des Weges zu Gott und mit Gott überzeugend zum Ausdruck. Der starke Beifall des die große Kirche gebirgt füllenden Publikums verdeutlichte, wie sehr die Zuhörerinnen diese Ansprache der Rednerinnen teilten.

Der zweite und dritte Kongressabend bildeten die eigentliche Arbeitsstunde, in welcher in zahlreichen Vorträgen und Diskussionsstunden die Aufgaben der Frauen für den Frieden, in der Politik und im Alltag durchgearbeitet wurden, von Vertreterinnen der verschiedenen Richtungen, von jungen und älteren Frauen beleuchtet. Wie groß die Verantwortung der Frauen auf politischem Gebiet heute ist, geht besonders deutlich aus der Tatsache hervor, daß auf 100 stimmberechtigten deutsche Männer heute 170 Frauen kommen. Diese politischen Rechte wurden, nach Ansicht der Rednerinnen, bisher nicht voll ausgenutzt. „Sonst wäre die Katastrophe von 1933 nicht möglich gewesen“ — in Zukunft sind sie zum Wohle des Volkes viel intensiver auszunutzen.

Zu den Vorträgen „Frauenaufgaben für den Frieden“ brachten zwei Vertreterinnen der während des Krieges von den Deutschen besetzten Länder besonders wertvolle und einbringliche Ergänzungen. Sie sprachen von der Besetzungszeit in Holland und Norwegen — noch klangen die erlittenen Qualen und Demütigungen, die dem ganzen Volke und insbesondere den Frauen und Kindern in jener Zeit zugefügt wurden, in den Worten der Holländerin und der Norwegerin stark nach. Trotzdem sind beide nach dem Kongress gekommen, um den verammelten deutschen Frauen ihren Glauben an das Edle in einem großen Teil des deutschen Volkes zu bezeugen, um den deutschen Schwestern die Hand zu reichen zu gemeinsamer Zukunftarbeit, denn „Liebe ist stärker als Haß“. Auch das Wort einer führenden Vertreterin der amerikanischen Besetzungszone wurde mit großem Applaus und viel Wärme den guten Willen zur Überwindung aller Gegensätze und Schwierigkeiten. Die Worte dieser Ausländerinnen, wie auch Voten der Schweizerinnen fanden starken Widerhall in der Versammlung. Sehr freundlich war auch die Aufmerksamkeit, die wir Schweizerinnen in Frankfurt nahmen, geteilt deutlich die Freude über das der

Unter neues Feuilleton

Durch die Freundlichkeit von Frau E. Wirth in Marz. G. G. G., der bekannten Kindermalerin und Tochter des begabten und leider so früh verstorbenen Schöpfers der herrlichen Oper „Der Widdererpenfänger“, Hermann Goeß, ist es uns ermöglicht worden, einen Teil der Erinnerungen ihrer Großmutter herauszugeben. Wir freuen uns über diese intimen und tapferen Schilderungen von Frau Emilie Wirths Jäggl, die zweimal innert eines Jahres im Spiegellicht die große Reife nach und von Kulturwissenschaften gemacht hat, mit ihrer kleinen Tochter, die, später die Gattin des Komponisten geworden ist. Dies nur zur Orientierung über die Herkunft des reissenden Tagebuchs, das uns durch verdammt schätzbare Hände schon lange bekannt und nun dem Frauenblatt zum Erbdau anvertraut wurde, wofür wir herzlich dankbar sind. Die Redaktion

Erinnerungen von Emilie Wirth-Jäggl in Winterthur aus den Jahren 1844—1855

Du erbst dir als Weihnachtsgeschenk von mir die Beschreibung meines jungen Lebens. Gerne will ich dir diesen Wunsch erfüllen und verpöche dir, jede Woche ein solches Blättchen zu liefern, bis ich damit zu Ende bin. Dagegen ermarke ich dann, daß du dein Versprechen auch halten werdest und die Blätter als den Anfang meines Tagebuchs betrachten magst, das du nunmehr selbst fortführen wirst. — Da-

mit dir aber alles recht klar vorliegt, muß ich dir noch einige Verhältnisse deiner Eltern vor deiner Geburt erläutern.

Am Jahre 1840 war ich mit meiner kleinen Mutter auf dem Rigi im kalten Bad und lernte da meinen seligen Vater kennen und lieben. — Er war um mich und wir feierten an seinem Namenstage, dem 13. Juli 1841 unsere Verlobung. — Er war damals Offizier von Herrn Th. Fröhel, Kunst- und Handelsgärtner im Seefeld bei Zürich und sie erfreuten sich eines blühenden Geschäftszustandes. Zu der Zeit verlangte Winterthur gerade eine Verhöhnung seiner Umgebung, beim Vater machte den Plan zu unserer Verlobung, aber deren Zielsetzung war uns erst jetzt recht werden können, und diese Wünsche brachten ihn denn öfters zu mir herüber.

Mittlerweile wurden Anlässe zum neuen Haushalt gemacht. Herr Wirth, der im Palgrist bei Zürich ein kleines nettes Häuschen bewohnte, ließ alle nötigen Einrichtungen treffen um seine junge Frau dort einführen zu können und ich meinerseits wurde mit allem Nötigen und Unnötigen ausgestattet.

Da erhielt Herr Wirth unerwartet einen Brief von einem Advokaten Weiskopf aus Einöden im Basler Oberland. Derselbe sagte ihm: er halte es für seine Pflicht und hoffe, es werde sein letztes gutes Werk sein, das er auf Erden verrichte, wenn er ihn aufrichtig machen auf eine reiche Erbschaft, die ihm von Gott und Rechtswegen zukommen müsse, von einem Onkel, der als Arzt und untervertraten gestorben sei und sich vor seinem Tode vergeblich bemühen habe, seine rechtmäßigen Erben aufzufinden, weshalb er denn dem Waisenhaus in Göttingen 20 000 Taler sowie noch manchen Bedürftigen klei-

neren Vermächtnisse gemacht habe. Den übrigen größeren Teil des Vermögens habe er der Regierung übergeben, gegen gute Verwaltungskosten, bis die rechtmäßigen Erben sich gefunden hätten. (Er lebte und starb im Rauenburgerhofen).

Herr Wirth erinnerte sich dieses Onkels, man hatte ihm schon während seiner Lehrzeit im botanischen Garten in Göttingen geraten, er solle sich ihm vorstellen. Da er jedoch von anderer Seite vernahm, der Onkel sei geteilt, so dachte er: da ist doch nichts zu holen und bestimmte sich nicht mehr um den alten Weiskopf. — Später teilte Herr Wirth nach der Schweiz ab, man denn der alte Onkel gänzlich in Vergessenheit geriet. — Infolge dieses Briefes aber teilte Herr Wirth nach dem Hannoverischen, wofür er noch seine Mutter und eine einzige verheiratete Schwester hatte, die zusammen in ärmlichen Verhältnissen in Rarodere lebten. (2 Stunden von Göttingen und 1 Stunde von Dransfeld entfernt.) Diese streuten sich sehr, ihn wiederzusehen und erblickten in ihm einen Rettungengel. Sie wußten ihm zu bereden, seinen Wohnsitz bei ihnen aufzuschlagen, und träumten sich goldene Berge davon. Ein ränte-voller Mätker, Namens Füllgrabe wurde ihm als Freund seines Schwagers hergestellt und dieser bot ihm an, für sie beide eine herrliche vererbte Wäbke zu kaufen, nebst osten dazu gehörigen Gütern.

Der Vorstoß wurde angenommen und Füllgrabe kaufte die reizende Behausung noch ehe sie Wirth gesehen hatte. — Daraufhin kam er wieder zurück nach der Schweiz, trennte sich von seinem Onkel, und überließ mir die Wäbke, ihm nach der neuen Heimat zu folgen oder nicht. Aber ich hing mit einer Inngniet an ihm, daß ich ihm überallhin gefolgt wäre.

So feierten wir denn den 2. September 1844 in der Pfarrkirche zu Winterthur unsere Hochzeit und reisten einige Tage später nach der Einschnippe Wäbke, unserer nunmehrigen Heimat ab.

Der Abschied von meinen Lieben und dem Vaterlande wurde mir erleichtert durch meine Unerschöpflichkeit und durch die große Liebe, mit der ich an meinem Gatten hing, für den ich mit Freuden alles geopfert hätte. Ich freute mich des Dabeins und machte mir die lieblichsten Vorstellungen von ehelichem Glück, denken, zwei liebende Herzen können durch nichts in ihrem Einklang getrennt werden und meine Ansprüche beschränken sich ja bloß auf Liebe. Bis dahin hatte ich aber keinen Begriff von Entschiedenheit gehabt, denn meine Tage waren dahingeflossen wie eine ungetrübte Quelle. Ich kannte weder die Welt noch die Menschen, noch mich selbst. Während der ganzen Reize war mein Gatte still und einseitig und eine unerklärliche Angst machte auch mich trumm und betäubt. Auf unserer letzten Station in Dransfeld angekommen, mußten wir noch eine Stunde weit zu Fuß gehen, um unsern Wohnort zu erreichen. Der Weg führte uns über hügeliges Heidebald, bis wir endlich in einem Waldgrunde ein paar rote Zäune erblickten, die uns nach diesem langen Marsche durch die Döbhamme hindurch freundlich zumühen ließen und die mein Mann mir als unsere neue Heimat bespandete.

„Dicht am Hauje floß ein ziemlich harter Bach hin, der das Ackerwerk der Wäbke trieb und über denselben lag eine alte, bemooste, halbverfallene Brücke, bei deren Überbrückung mir die Herzogliche zu Hosten angingen. Mit wenigen Schritten hatten wir über einen Teil des schmutzigen Hofes kommen, der

deutschen Frauenbewegung entgegengebrachte Interesse. Im persönlichen Verkehr mit den deutschen Frauen verschiedener Landesteile betonten die Frauen immer wieder ihre Sehnsucht, wieder über die Landesgrenzen hinaus zu kommen, wieder Kontakt mit andern Völkern, andern Ansichten zu nehmen. Unzählige Male wurde auch die große Dankbarkeit für die Hilfe der Schweiz bekundet, die uns allerdings, angeht die vorhandenen Not, sehr gering erschien. Deutlich zeigte es sich, daß sich die Pflichten der Nachbarvölker gegenüber dem notleidenden Deutschland nicht in Sammlungen und Hilfspaketen erschöpfen dürfen. So wichtig diese im Augenblick auch sind, erscheint die Hilfe auf geistigem Gebiet doch ebenso erwidert und mindestens ebenso nötig, um den Mut der sich sehr tapfer im harten Alltag wehrenden Frauen zu stärken und ihnen das Vertrauen des Auslandes in die Zukunft der heute so darniederliegenden Nation zu geben.

Die Zustände in China

Ein Feind des Frauenblattes vermittelt uns folgende erschütternde Tatsachen aus China, wo die Zustände für dieses arme, tapfere Volk immer un- haltbarer werden.

„Mein Brief soll per Luftpost besördert werden; letzte Woche war das Porto noch 170 000 Dollars, vielschick ist es heute wieder mehr; denn getrennt liegen die Preise für Lebensmittel stündlich. Ein Satz Mehl, der noch während des Krieges 2 Dollar kostete, galt gestern Abend über 9 Millionen Dollar! Eier taufte man früher 120 Stück für einen Dollar; gestern kostete das 5 Stück 40 000 Dollars. Was kommen wird, können wir nicht wissen, es scheint der Anfang vom Ende zu sein.“

Niemand behält Geld, alles kauft Lebensmittel ein. Bantzen bezahlen 30 Prozent Zinsen im Monat, aber niemand traut den Banken. Die hohen Beamten und Kaufleute leben teils vom Schmuggel, andere mit niederen Gehältern verkaufen alles, was sie besitzen, um nicht zu verhungern.

Die amerikanische Hilfe wird von vielen abgelehnt, besonders von den Intellektuellen, wegen der Gefahr des Abhängigwerdens, und der Behauptung, daß nicht alle Geistesleistungen von Qualität einwandfrei seien. (Aber, aber!)

Was die Regierung am Land und den Menschen gegenüber hat, ist himmelschreiend; der schreckliche Hungerkrieg ist ein Beispiel von aßen und wer den Mund anstaut, wird ins Gefängnis gesteckt oder verurteilt zum Tode. Die Missionen machen den großen Fehler, zu sehr den reaktionären Geist zu pflegen. Wer denkt und die Wahrheit spricht, wird als „Kommunist“ verhaftet. Aber der Mut der Chinesen ist bewundernswürdig. Nicht alle wollen nur Geld haben, wie es jetzt oft aussieht, nein es hat unzählige, die sich wahrhaft aufopfern und die sich vor dem Tode nicht fürchten.

Armes Land, armes Volk!“

Der so kürzlich fast schon lange in China und feunt die Verhältnisse aus Erfahrung.

Die Frau im Aktendienst einmal anders gesehen

Es ist begreiflich und gut, daß eine Lustschülerin endlich einmal über die eigenen Pflichten und die Liebe Stellung nimmt, die man immer noch hören kann gegenüber Lustfuß und Fr. S. D. von Frauen, die viel weniger gelehrt haben für ihr Land, während des Krieges. Red.

Warer möchte ich um Entschuldigung bitten, wenn ich mit auch einmal erlaube, ein paar Worte in die Zeitung zu schreiben. Eigentlich fehlt mir dazu das nötige Selbstbewußtsein, denn ein solches braucht es doch, wenn man dem Leser zumute, die eigenen Weisheiten zu lesen.

Was mich dazu veranlaßt, zu obigen Thema Stellung zu nehmen, das sind die vielen, kleinen Anekdote und oft auch verlegenen Bemerkungen, die jene Frauen immer noch einbringen müssen, die während des Krieges für unser Vaterland Dienst leisteten. Es war nicht immer eine freiwillige Sache. Bei mir beispielsweise hieß es: „Sie sind zum Lustfuß ausgezogen worden und haben zur Rekrutierung zu erscheinen, ansonst ein ärztliches Zeugnis zu erbringen.“ Ich mußte mir erst gründlich überlegen, ob ich als Witwe — nach so hartem Schicksal — überhaupt noch Kraft genug habe, neue Pflichten zu übernehmen, oder ob ich es machen sollte, wie so viele andere, die sich aus irgend einem Grund

ein Zeugnis ausstellen ließen. Der Helferrufe liege und mein Entschluß war gefast.

Nur wer schon Militärdienst getan hat, kann hierüber urteilen. Zwar dauerte unsere Rekrutierung nur drei Wochen. Doch für eine Frau diese ganze Zeit im gleichen, gestreift ungewaschenen Leibchen arbeiten zu müssen und zwar bei Sonne und Regen und die Wärme auf Strohhäuser in einem feuchtsüßlichen Gemach liegen, das war für eine zehnjährige Frau keine leichte Sache. Später gab es dann eine Ausgangsuniform, an deren Stelle die meisten lieber einen kleidsamen Jolentrod gehabt hätten, aber wir wurden nicht gefragt.

Beim Fr. S. D. und den Kottzevaterinnen lagen die Dinge ein wenig anders. Das war eine freiwillige Sache. Aber auch da gab es viele, die sich aus aufrichtigem Helferrufen zur Verfügung stellten und auch Tapferes leisteten. Schwarze Schätze gibt es natürlich überall, selbst in den eckelsten Gemeindefamilien. Das berechtigt aber nicht, alle in einen Topf zu werfen. Ist es darum zuviel, wenn man bietet, nur endlich mit den oft verlegenen Bemerkungen gegenüber den Lustfuß- und Fr. S. D. Frauen aufzuhören? Wie viele — man rehet nicht davon — haben ihren Helferrufen mit Krankheit und auch Tod bezahlt. Wenden wir nur an die unglücklichen Lustfußfrauen von Zürich, und wir werden uns hüten, lieblos zu urteilen.

Pro Infirmis, Dienst an den Nermsten

Schwohl die gesamte Pro Infirmis-Arbeit im Zentralsekretariat zusammengelassen und von diesem geleitet wird, hat doch jede einzelne Pro Infirmis-Stelle im Lande herum ihr eigenes, selbständiges Leben, worüber die vier, um zur Verfügung stehenden Jahresberichte orientieren.

- a) Jahresbericht der Invaliden-Fürsorge der Ostschweiz, oberer Graben 14, St. Gallen.
- b) Jahresbericht der freiburgischen Fürsorgestelle für Gebrechliche, Spitalgasse 1a, Freiburg.
- c) Jahresbericht 1947 der Aargauischen Fürsorgestelle Pro Infirmis, Laurensplatz 71, Aarau.
- d) Jahresbericht der Fürsorgestelle der Kantone Luzern, Ob- und Nidwalden, Murbaderstrasse 29, Luzern.

a) Jahresbericht der Invaliden-Fürsorge der Ostschweiz

Es braucht nicht erst ausgeführt zu werden, wie schwer es für einen Gebrechlichen ist, sich im Lebenskampf zu behaupten. Ihre Hilfe ist es in der Gefahr, zurecht zu werden oder in Not und Elend keine Zeit mehr zum durch das Leben schleppen zu müssen. Können wir uns das Maß an Beglückung vorstellen, das durch die Hilfeleistung in ihm hervorbricht? Da es in einer egoistisch orientierten Welt nicht selbstverständlich ist, daß Menschen sich dafür einsetzen, ihren ärmeren Brüdern zu helfen, bedeutet das Hilfserebnis immer eine besonders eindruckliche und tiefgreifende Erfahrung, die von der Invaliden-Fürsorgestelle der Ostschweiz aus 314 Gebrechlichen geleistet werden konnte. Geholfen wird mit Beratungen, mit der Anschaffung und Reparatur von Protthesen und orthopädischen Apparaten, mit Selbstbehandlungen z. B. bei Stinderlähmungen, Klumpfüßen, Verkrümmungen, mit der Ausbildung von Invaliden. Mit der Anschaffung von Invalidenwagen und mit Arbeitsvermittlung. Wenn mit dieser äußeren Hilfe schon sehr viel Gutes geschaffen werden konnte, so ist dabei nicht weniger wichtig, daß mancher Hilfsbedürftige, dem die Hand gereicht wurde, auch wieder neuen Lebensmut, neue Lebensfreude, neuen Glauben an das Gute in der Welt finden konnte.

b) Jahresbericht der freiburgischen Fürsorgestelle für Gebrechliche

Auch hier wurde den verschiedensten Arten von Gebrechlichen, 259 an der Zahl, auf die verschiedenste Weise Hilfe gebracht. Auch hier begegnet man aber von der Liebe getragenen Absicht, den Gebrechlichen einem sinnvollen Leben innerhalb der menschlichen Gemeinschaft entgegenzuführen, ist beruflich einzugliedern und soweit als möglich selbständig zu machen durch zweckmäßige Behandlung, Ausbildung, Pflege, Erziehung und Beratung. Wenn im Jahresbericht darauf hingewiesen

Wenn ich an eine meiner Kameradinnen denke, die einen tranken Vater zu pflegen hatte, den Haushalt beorgen mußte — und wohlverstanden, einen gepflegten Haushalt — verwundere ich mich heute noch, wie viele liebe Lohner es noch fertig brachte, bei nächstlichem Feiertag und oft 7 mal pro Nacht ständiger auf der Matratze zu erscheinen, während so viele lieb ruhig im warmen Bett auf die andere Seite legen konnten.

Ich glaube nicht, daß jene Frau, die Dienst gemacht hat, weniger feinfühlig, weniger Sinn für Kunst hat oder gar eine weniger gute Mutter und Erzieherin ist, als jene, die sorgsam gehütet dahinter bleiben konnte. Meine Kameradinnen waren größtenteils Mädchen, die schon Schwesternabteilungen in Spitälern versehen haben. Viele sind nun endgültig vom Dienst befreit und auch ich habe im Sinn, meinen Abschied zu nehmen. Ich bereue aber doch nicht, Lustschülerin gewesen zu sein. Manch seine und liebe Kameradin habe ich kennen gelernt und vor allem kann man erst gerecht urteilen, wenn man selber dabei gewesen ist.

Zum Schluß noch ein Wort von Goethe: Kinlein, liebet einander und wenn das nicht gehen will, laßt wenigstens einander zellen.

A. M. V.

wird, daß das Wirken der Fürsorgestelle noch weiteren Kreisen bekannt gemacht werden sollte, „da mit einerseits die Gebrechlichen, die der Hilfe bedürfen, gemeldet werden und damit andererseits, angehend der tatsächlichen Erfolge, noch bestehende Vorurteile und Widerstände abnehmen“, so möchten wir mit unseren kurzen Ausführungen dazu mitwirken, dieses Ziel zu erreichen. Denn es ist ein gutes, schönes Ziel.

c) Jahresbericht der aargauischen Fürsorgestelle Pro Infirmis

Der aargauischen Fürsorgestelle wurden im Berichtsjahr 198 Gebrechliche neu gemeldet, 721 standen schon vorher unter ihrem Schutz und Fürsorge, die weiter betreut wurden. Es ist ein Werk, das nach dem eingangs des Berichtes angeführten Motto von Hoffnung getragen wird: „Unsere Arbeit ist Kleinarbeit, die viel Geduld und Ausdauer verlangt, doch trösten wir uns: Ein Tropfen kann in der Waale zur treibenden Macht werden.“ (Cicero: Moxer-Moxer). Aus dem kleinsten Keim kann sich ein großer Baum entfalten, wenn erstereem wirkliches Leben innewohnt. Und der Fürsorge-Arbeit wohnt wirkliches Leben inne, nämlich lebendige Liebeskraft, die überall dort sichtbar wird, wo ein Hilfsbedürftiger Hilfe erfährt.

Eine wesentliche Aufgabe erblidit die Fürsorgestelle in der Hilfe an gebrechlichen Kleinkindern. Je früher die Hilfe einsetzt, um so besser.

d) Jahresbericht der Fürsorge-Stelle der Kantone Luzern, Ob- und Nidwalden

Auch diesem Bericht ist ein Motto beigegeben, diesmal ist es ein Gotteswort: „Die Gebrechlichen sind die Liebe flüssig wird.“ Also auch hier: Liebe ist Anfang und Ende jeder rechten Fürsorgearbeit.

Die 1936 gegründete Fürsorgestelle hat, nach einer anfänglichen Beanpruchung durch 320 Gebrechliche im Berichtsjahr 2900 Hilfsbedürftige die Hand gegeben. Waplich ein überzeugender Beweis der Notwendigkeit, aber auch der Kraft der Liebe.

Es versteht sich von selbst, daß mit der steigenden Zahl der Hilfsbedürftigen und der Hilfeleistungen auch die Mittelbeschaffung Schritt halten muß. Darum die Bitte um tätige Unterstützung, „Christliche Liebe... bleibt nicht beim Mitleiden stehen, sondern hilft... und überwindet... Christliche Liebe will fließen und überfließen.“

Die Bitte um Unterstützung gilt nicht nur für die eben erwähnte Fürsorgestelle, sondern für jede. Denn es handelt sich um ein Werk, das vor Gott und Menschen zu Recht besteht, das aber nur gedeihen kann, wenn ihm die Möglichkeit gegeben wird, das, was es erstrebt, praktisch durchzuführen.

Dr. E. Brn.

Politisches und Anderes

Die Parlamentswahlen in Finnland

haben den Komunisten große Verluste, da für den Bauern vor allem und auch den Sozialdemokraten Gewinne an Eingen gebracht. Der bisherige kommunistische Ministerpräsident wird zugunsten eines Sozialisten abgedankt haben. Die Wahlen verliefen ruhig und einmal mehr hat das finnische Volk — auch seine Frauen sind Wählerinnen — seine politische Selbständigkeit bezeugt. So stellt sich Finnland außenpolitisch in eine Reihe mit den skandinavischen Ländern.

Wischen erregt

Der zwischen Moskau und Warschau Tito ausgebrochene Konflikt. Der Machthaber von Jugoslawien geht selbständigere Wege, als diejenigen der Komintern, der kommunistischen Internationale.

Der Waffenstillstand

in Palästina läuft am 9. Juli ab; eine Wieder- aufnahme der triegerischen Verhandlungen ist zu befürchten, denn die Araber haben die Friedensvorschläge Graf Bernadottes abgelehnt, weil sie keinen selbständigen jüdischen Staat gelten lassen wollen; und die Juden lehnen ihn ab, weil sie nicht einverstanden sein können mit der Uebergabe der Stadt Jerusalem an die Araber, resp. an Transjordanien. Bernadotte bemüht sich nun um eine Verständigung des Waffenstillstandes, damit für neue Verhandlungen Zeit gewonnen würde.

Der Österreichische Bundeskanzler

Leopold Figl, dem seit 1945 — nachdem er sechs Jahre lang im Konzentrationslager eingekerkelt worden war — sein hohes Amt anvertraut worden ist, weilt, um der Schweiz den Dank des Reiches abzuliefern, in Bern. An einer Pressekonferenz legte er die Lage Oesterreichs und die Schwierigkeiten, mit denen man dort zu kämpfen hat, dar. Der Bundeskanzler stellt dort allem einen wirtschaftlichen Aufschwung fest, der die Währungsreform zu danken sei; diese habe zu einer starken Preissteigerung geführt.

In Montreux

tagt gegenwärtig der Jüdische Weltkongress, beistehend von Delegierten aus 64 Ländern. Er vertritt die Interessen der jüdischen Gemeinschaften in aller Welt außerhalb Palästinas und sprach sich in der Generaldebatte dafür aus, daß der Kongress gemeinsam mit den progressiven und demokratischen Kräften in der Welt für Recht und Freiheit einzuwirken solle. Es zeigte sich der Gegenstand der Aufstellungen zwischen den Vertretern aus den „Volksdemokratischen“ und denjenigen aus westlich orientierten Ländern. Die Delegierten der Diktaturen haben die Ideologie ihrer Staaten übernommen, während die Delegierten aus U. S. A. und England den Standpunkt einnahmen, daß der Weltkongress für keine Machtlokalität Partei ergreifen dürfe, sondern sich ausschließlich den gemeinsamen Interessen anschließen und dabei mit den jüdischen Kräften in allen Ländern zusammenarbeiten sollte. Diesem Standpunkt schloß sich auch die Vertretung des schwed. israelitischen Gemeindebundes an.

Ein neues Schwedengeschick

ist für den Kanton Zürich in Vorbereitung. Es ist ein vorgelesen. Frauen und Ausländern (letzteren nach einer Kennzeichnung von fünf Jahren das ständige Stim- und Wahlrecht zu zusprechen. Doch soll die Frau weiterhin vom Parlament ausgeschlossen bleiben. Also will man weiter zurückgehen als man in den Zwanzigerjahren des Jahrhunderts gegangen war, das zwei Pfarrerinnen zum Amt gelangten. Beide bewährten sich als Pfarrerinnen. Fr. Elise Wipfer bis zu ihrem Tode und Fr. Rosa Guttmann auch heute noch an der ehrwürdigen Kirchengemeinde Grotzmatt. Doch letztere „bedröhte man den Anhängern“, daß jene Frauen mehr von sollem Amt zu und will uns offenbar auch in Zukunft diese Einkünfte aufrecht halten.

Empfang im Wattenwalsen

Am den Zeitungen war ein Bild zu sehen: Herr und Frau Bundesrat Etter im Gespräch mit einer Indierin im wasserischen Sari. Als Minister für Gesundheitspflege in Indien wurde Frau Rajamurti Amrit Kaur von unserer Regierung beauftragt und wir hoffen, daß solche Begegnungen mit führenden Politikerinnen aus dem Ausland unseren leitenden Staatsmännern und deren Gattinnen die Gemüthsruhe geben, die politische Mitarbeit der Frau immer mehr selbstverständlich zu sein. Auch bei uns! E. B.

Eingang des Hauses erreicht, wofür wir in dem Hausflur von einer arbeitsig aussehenden Bauersfrau mit rotgeizigen Augen bewillkommt wurden, die mit mein Mann als seine Schwester vorstellte. Eine Treppe höher waren wir in unserer Wohnung angekommen. Diese bestand aus Stube, zwei Kammern, Küche und Wände. In die Stube eintretend fand ich diese sehr alt, düster und leer. In dem ziemlich großen Zimmer war nichts zu sehen als einige Rohstoffe und ein eiserner Ofen. Zwei Kreuzbänke gingen gegen den Hof und einer in westlicher Richtung nach dem Tule, wo der Mühlengang sich durchwand und an dessen Ufer man in einiger Entfernung noch eine Mühle sah. Im aber etwas durch die Fenster zu sehen, mußte ich mich auf die Fußstapfen stellen, so hoch waren die Brüstungen, was dem Charakter der Stube etwas Gefängnisartiges gab. Um es ein wenig angenehmer zu machen, brachten uns unsere Verwandten alsbald ein alles Raubstiel, einen großen und einen kleinen rotenbarmen tanneinen Tisch nebst Stühlen, was einwillen unter Ameubement ausmachte. Die Kammern lagen nach Norden gegen den Bach zu und machten den nämlichen Eindruck, wie die Stube, durch welche man in dieselben gelangte. Die eine diente uns zum Schlafgemach und war mit einigen Wandstücken versehen, die andere war für die alte Mutter bestimmt. Diese bemittelt uns nach demselben und freute sich, nun zu unserer Haushaltung zu gehören, wo sie hoffte, mehr Ruhe genießen zu können, als bisher. Ich meinerseits nahm mir vor, dem guten Mutter alles zu tun, was ihm nur irgend angenehm sein

könnte. Sie war eine hohe schlanke Gestalt, von schon aufrechter Haltung, trotz ihrer Lebensjahre, und ihr Kopf trug noch Spuren von früherer großer Schönheit. Sie hatte ihre blonden, mit grau vermischten Haare zurückgesteckt und trug darüber ein breittreifes, blau und weiß indienenes, eng anliegendes Häubchen, das ihr sehr gut stand. Dann hatte sie ein enganliegendes, wollesnes Wams an, nebst einem weißen kurzen Rock und Schürze. Die gutmütige Alte war gewohnt, bloß Blatdeutsch zu sprechen, da sie aber anfänglich kein Wort davon verstand, so bemühte sie sich in meiner Gegenwart immer des Hochdeutschen.

Als ich endlich erfuhr auch der Schwager, der als Richter über die Mühle und Domäne eingeklagt wurde und aufs Bereitwilligste und ohne Widerrede alle den Vorhänge meines Mannes einging. Er trug ein ewiges Lächeln auf seinen Zügen, das Zeichen und Schwärze zugleich verriet. Dieser Mann hatte fünf Kinder, 2 Knaben und 2 Mädchen mitgebracht. Ein Stalle standen 2 Pferde, die man richtiger Gevrippe genannt hätte, ebenso 2 Kühe von gleicher Art und 2 Esel. Dann waren nebst 2 alten, etwa 40-jährigen Schweine angebracht worden, auch Gänse, Enten, Sühner und Tauben. Der Hof wurde alle Tage ein paarmal durch all dieses Vieh belebt. Mein Mann sah mich voraus, daß die eingetrennten Früchte nicht freizulassen, um all diese Vieh zu überwintern und so hatte ich bald heraus, daß die so viel gerühmte Mühle kaum die Menschen ernähren konnte, die darin wohnten. Dazu fehlte allenfalls etwas, das notwendig in den Stand gesetzt werden mußte, so daß im-

während Arbeitsleute jedes Handwerks gehalten werden mußten. Immerwährend mußte mein Mann die Hand in der Taufe halten um zu bezahlen, wir wurden förmlich ausgelogen. Anfanglich tröstete sich Wirt mit der Hoffnung auf die verheißene Erbschaft, jedoch umsonst. Es verstrich ein Monat nach dem andern, zuletzt ein ganzes Jahr ohne Resultat. Anbellen bewegte sich dein Vater in rastloser Tätigkeit und scheute keine Mühe in Verbesserung der Domäne und Mühle, um einen besseren Erfolg zu haben, jedoch umsonst; ein eigenes Mischgeld beglückte alle seine Unternehmungen, sie blieben sämtlich erfolglos. Dabei hielten sich die trüben Erfahrungen je länger je mehr für uns auf, was meinen Vater in eine anhaltend ernste, unzufriedene Stimmung versetzte, die keine Lebensmüdigkeit mehr zuließ. Dies machte mich, die gern ein wenig gehöhrt werden wollte, namenlos unglücklich. Ich liebte meinen Vater treu und innig wie nur ein weibliches Geschlecht liebte, und nach mir deshalb vor, seine Klage laut werden zu lassen, im Gegenteil, ich machte die größten Anstrengungen, ihn zu erheitern und zu trösten und verheißerte ich mit Wort und Tat meiner unerbürdlichen Liebe, doch alles umsonst. Da fühlte ich meine schwachen Kräfte wanken und es drängte mich mit der Gemüthsheit auf; der Mensch sei nicht ge- klümt, sein Glück in andern Menschen zu finden, er habe es in Gott und in sich selbst zu suchen. Diese Wahrnehmung war für mich sehr, sehr bitter, allein ich sah die Möglichkeit derselben so klar vor mir, daß ich nicht mehr daran zweifeln konnte. Wie aber ein Glück in sich selbst finden, wenn alle Lebenslust und

oder Lebensmut getrocknet ist? Ich betete um Kraft von oben und sie wurde mir gewährt. Nur Gott allein vertraute ich meinen Kummer, nur er allein sah meine unglücklichen Tränen und hörte meine Klagen. Jesus Christus wurde von nun an mein schönstes Vorbild im Leben, die Liebe wollte ich nachstreben und mein ganzes Wesen sollte von seinem Geiste der Wahrheit und der Liebe durchdrungen und geäußert werden.

Im Verlauf des langen kalten Winters stellte mein lieber Mann mich nach und nach seinen Bekannten auf dem Lande vor, die alle bis 2 Stunden von uns entfernt wohnten, uns aber sehr freundlich aufnahmen und zu häufiger Wiederholung unserer Besuche ermunterten.

So kam der Frühling heran und mit dem Schmelzen des Schnees schmol der Mühlengang so an, daß er aus seinem Bette austrat, und indem er seinen Lauf durch die Güter nahm, großen Schaden anrichtete. Der ganze Keller füllte sich mit Wasser, so daß alle Erdpfeiler unter Wasser lagen und eine große beschwerete Tonne mit Sauerkraut im Keller ungeschwamm wie ein Fißch. Es mußte schnell mehrere Ge- hölt werden und 6-8 Mann hatten mehrere Wochen bis an die Arme im Stämme und Wasser lebend zu arbeiten an einem Damme, der dem Bach wieder ein altes Bett anweisen und für die Zukunft die Gefahr fürs Haus abnehmen sollte.

In all diesen Trübsalen befehle mich noch die Sojnung auf die Ankunft meiner lieben Mutter, die mir auf den Sommer ihren Besuch versprochen hatte. Zwar konnte ich lange nicht mit mir einzig werden,

Regionales Treffen in Neuenbühl

Schweizerische herrliche unter den Bielefanten, welche sich am Bahnhof verjammelt hatten. Der freie Nachmittag sollte uns nach Neuenbühl-Neuenbühl führen, wo die Brauentimmetzererei von Colombier, Neudorf, Neuenbühl und Biel zusammenziehen.

Nachdem alle Teilnehmerinnen — eine recht eindrucksvolle Anzahl — sich eingefunden hatten, begab sich der Zug unter der Leitung von Herrn Dr. de Quernaun zur Befichtigung des malerischen Städtchens. Seine Ausführungen liefen im Rahmen epischer Gedichte ein Bild der Schwermutigkeit aus. Da ist das Braugewand, mochte Gar Episteler während 3 Jahren seinen Scherzreden ausüben; nicht weit davon, das riesige Kellereihaus, welches vom Bischof von Basel errichtet, nach der Französischen Revolutionszeit vom Staats Bern erworben wurde und noch heute der Rebbaugesellschaft Bern als Kellereihaus dient. Eng schmiegen sich die hellen Säulen mit den Giebelböden zwischen dem unteren und oberen Stadtor aneinander, einen bunten Friesen bildend in der ebenerdig grünen Weinberglandschaft. Früher diente sie zugleich als Schutzwand, lenklos auf der Stadtmauer und wurden durch 8 trostige Lürme verdrängt. Graues Gestein, Junge der Vergangenheit, die Gegenwart leuchtet aus dem freundlichen Rot der Geranien auf dem Gelms!

Der merkwürdige Rathausurm ist Neuenbühls Wahrzeichen. Er misst uns vom weither zu und verpricht allerlei Unterlesantes. Das Stadthausarchiv ist eine wahre Fundgrube. Keltische, hier illustrierte Manuskripte wie auch Inzuchttafeln späteren Datums befinden sich darin. Herr Dr. de Quernaun gibt uns Gelegenheit, diese wertvollen Schriften zu durchblättern und näher zu betrachten. Der historische Rathausaal bietet den würdigen Rahmen dazu. Uns Frauen interessiert besonders ein alter Kaufbrief aus dem 15. Jahrhundert, aus welchem hervorgeht, daß, um ein Grundstück zu erwerben, der Käufer der Zustimmung seiner Ehefrau bedurfte.

Das wertvolle Dokument des Archivs dürfte wohl das Pergament mit der Unterschrift Heinrich des Dritten, König von Frankreich, sein. Er tritt darin die Neuenbühler Gebuld zu haben, seine Kasse nicht gut in diesem Augenblick, doch werde er den Söldnern den Lohn für die geleisteten Dienste später auszahlen. Die Neuenbühler Lüben und öfters den Krieg auf ihrem eigenen Boden erlebt. Die große Burg „Schloßberg“ oberhalb der Stadt ist vom Bischof von Basel als Schutz gegen die Grafen von Neuenburg an der Grenze seines Territoriums errichtet worden. So kommt es, daß Neuenbühl heute nicht nur an der Rantonsgrenze Bern-Neuenburg liegt, sondern auch an der Grenze der beiden Sprachgebiete.

Nach dem Rathaus beschäftigten wir noch die „Mantel-Gasse“. Auch sie ist ein historisches wertvolles Gebäude. Historisches, fast hundertjähriges Kapelle hat die Säule der Reformationszeit mitgemacht, wurde zerstört und dient nun als protestantisches Gotteshaus.

Nachdem wir den bewegten geschichtlichen Ereignissen gefolgt waren, riefen uns die Gassegerinnen in eine sehr angenehme Gegenwart zurück. Sie hatten für unser leibliches Wohl reichlich gesorgt und führten uns zu einem Tee, versöhnert durch Blumen und Gelang.

Madame Kellereier hieß uns mit der ganzen Lebenswürdigkeit der weissen Art willkommen. Sie gab ihrer Freude über diese Zusammenkunft unserer verehrten Vereine Ausdruck und betonte die Notwendigkeit unserer Zusammenarbeit, um den „gemein common“ zu bemerken. Diese temperamentvolle Rede wurde von allen mit Interesse aufgenommen, worauf Madame Kellereier lächelnd präziserte, sie spreche nicht vom „Mann“ im allgemeinen, sondern nur von den rättsfähigen selbstbewussten Frauen, die den Frauen jede Mitarbeit in der Öffentlichkeit abspreschen.

Madame Ricoud und Mlle. Walbroo

Hotel Augustinerhof

M. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 26 77 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus

Behagliche Räume

Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volkswirtschaft

gest erzählt über die Stimmung im Kanton Neuenbühl, welche die Regie der Frauen befreit. Sie teilten uns die Erfahrungen mit, welche sie während der Propagandaaktion gesammelt haben. Beachtenswert ist die Summe der gespendeten Gelder, welche ihnen zufließt. Was aber uns Bielefanten, was von unserem ruhigen Kanton aus interessiert, hindert ungeteilt bleiben, besonders auf die Art und die Zweckheit, welche die Neuenbühlerinnen noch immer auszufragen wissen. Was heute nicht ist, kann Morgen geschehen darf als ihr Leitgedanke gelten.

Frau Boder berichtete über die Arbeit in der Vormundschafskommission der Stadt Biel, wo sie die Regie leitete. Es gibt nur ganz wenige Frauen in der Schweiz, die in solche Kommissionen gewählt wurden und es wäre wünschenswert, so für Frau Boder aus, daß mehr Mitarbeiterinnen ernannt würden. (Wer erkennt sie, so lange nur Männer wählen? Red.)

Nur zu früh rief der Augenblick den Abschied nehmens heran, doch klang in ihm das Verprechen des Wiedersehens. Die Zusammenkunft in Neuenbühl hat alle Teilnehmerinnen so begeistert, daß wir solche regionale Treffen von Zeit zu Zeit durchführen wollen.

Auf der Heimfahrt schweiften meine Gedanken zurück zu den frischlebendigen Neuenbühlerinnen und den blühenden Geranien auf dem alten, abrottelnden Gelms. Sind sie nicht beide Sinnbilder der Gegenwart auf verbrauchtem, unbarbarem Boden? R. G.

Getrennte Schlafzimmer!

Man findet es oft, daß sich Eheleute nach jahrelanger Ehe zu getrennten Schlafzimmern bestimmen, kriest aber nur selten jungerverheiratete Paare, die sich gleich von Anfang an zu eingerichteten haben. Ganz „modern“ verheiratete junge Leute haben allerdings oft aus praktischen Erwägungen, oft aber auch aus vornehmer Erkenntnis den „getrennten“ Versuch gemacht, überhaupt kein eigentliches Schlafzimmer zu möblieren, sondern zwei oder drei Wohnzimmer mit je einer Couch!

Seien es nun ästhetische, finanzielle oder hygienische Gründe, die diese Menschen bewegen haben mögen, unfern Braut des gemeinsamen Schlafzimmers nicht zu beachten — jedenfalls ist nichts darüber bekannt, daß sie deswegen in ihrer Ehe unglücklich geworden wären! Und doch gibt es tatsächlich Leute, die Angst davor hätten, einen Versuch zu unternehmen in dieser Richtung, und wenn sie noch so sehr darunter leiden müßten, daß der Ehepartner jenseits oder ein lästiges „Mädchen“ hier den ersten Schritt zu tun. Sehr oft ist es natürlich, so daß nur der eine von beiden nachgedacht wird, oder doch jemand einfach nicht von einer räumlichen Trennung wissen will, und das nicht immer nur aus Liebe und übergeordneter Unfähigkeit, sondern mehr noch aus engstirnigen, und recht egoistischen Motiven.

Schmerzhaft wird es immer Eheleute geben, alte und junge, die beide eine Trennung gar nicht wünschen oder die überhaupt die Wahl dafür nicht hätten, wenn sie auch wollten. In vielen andern Fällen aber können zwei nette Wohnzimmern für beide Ehegatten eine Wohlthat sein. Ganz abgesehen davon, daß jeder Mensch seine eigene Liebhaberin und nicht immer angenehmen Angewohnheiten mit in die Ehe bringt, die er manchmal auch dem andern zu Liebe nicht ganz aufgeben möchte, ist es auch aus hygienischen Gründen begründet, wenn jeder nach seinem Bedürfnis Fenster öffnen und schließen, der Morgengymnastik treiben kann, wie er will. Ka. logerieren und arbeiten können man ungestört in seinem eigenen Zimmer, wenn man es nicht vorzieht, daß meistens beide und Gesticke zu tun, — nämlich wenig zu schlafen und ohne durch die Nebengerüche seines Bettgenossen gestört zu werden, daß vielleicht dann und wann nachts im Traum gesprochen hat, oder was auch vorkommen soll — sich stets in unruhigem Schlaf von einer Seite auf die andere dreht.

Anzählige Menschen, hauptsächlich Frauen erleben in dieser Beziehung ein wahres Martyrium, weil sie glauben, daß sich nichts ändern lasse und auch oft den Mut nicht aufbringen, einen Vorstoß zu wagen in dieser Hinsicht. Manchmal steht der Ehepartner auch ein paar Tagen oder Wochen ein, daß er auch besser schläft allein und will dann gar nicht mehr zurück. Die Ehe an sich leidet keineswegs durch solche Erkenntnisse, im Gegenteil! Auch wäre es ein Verstum zu glauben, die körperliche Nähe im gemeinsamen Schlafzimmer festige die Liebe eher als die räumliche Trennung. Darf man doch nie vergessen, daß bei vielen Paaren diese kleine Distanz die Schönheit und die Achtung vor einander steigern kann und außerdem

Frankfurt schreiben und sich darnach entscheiden. Da heißt es, die beiden letztgenannten Artikel seien Contrabande und der Ehepartner wolle es nicht veranzworten, sie weiter zu senden. (Ohne Zweifel gelästete er selbst danach.) Mein Mann hat ihn um schnelle Beförderung.

Inzwischen reisten wir auf einem Leiterwagen mit der lieben Mutter nach Göttingen. Mein Mann stellte uns dort seinem Freund Gieseler vor, der Gärtner am botanischen Garten war. Er und seine Frau nahmen uns recht gastfreundlich auf und wir verlebten die im Kreise dieser Familie einige glückliche Tage. Des Radis erwachten wir immer am Gelang der Nachmittage, die sich gerne in diesem Garten aufstellten und deren schmeckende Töne uns wachsalbend entzückten. Des Morgens aber kam mir nachher wieder der Aufenthalt in der Nähe vor.

Sis am 9. Juni erwarteten wir da alle Tage werden die gewünschte Rufe, die dann auch logisch ausgepaßt wurde. Sie enthielt sowohl Schönes und Nützliches, die liebe Mutter sowie Tante Ida und fleißig gewesen für das noch unbekannt, kleine Weibchen, nette Cousinen und Freundinnen waren los. Sie hatten so viele niedliche Hübschen, Schlüsseln, Strümpfchen und anderes mehr zierlich gehalten und gestrickt, daß mich der Anblick aller dieser Bescheidenheit wahrhaft rührte. Es wurden logisch alle Anhalten zum Empfang dieses kleinen Wesens gemacht, das denn auch gleich tags darauf, am 10. Juni 1845, das Licht der Welt, um 3 Uhr nachmittags erlebte.

Dieses kleine Wesen warst du, liebe Laura, aber

vielefach dazu verhilft, allgemenschliche Ungünstigkeiten zu mildern und zu überbrücken!

Es ist bestimmt nicht ein Bang zur Eprtantragung bei der Jugend, aber ein köstliches Fehlen für die Ehe bei älteren Leuten, wenn getrennte Schlafzimmer, welche ihnen zufließt, sondern im Gegenteil, ein mühtiges Schließen zu einer besseren Einsicht. Was für Vorteile und welche Wohlthaten diese selbstgewählte „Unabhängigkeit“ oder bringen kann — läßt sich im Einzelfall nur leicht ausprobieren. Schon mancher hat sich darnach zu den getrennten Schlafzimmern begeben, die den Ehepartnern die Stunden notwendigen Schlafes sichern, jedoch je dann gut ausgeruht und mit frischer Lebendigkeit und auch Lebensfreude erwachen, so freigeübten und gemeinsamen Erlebnissen im Zusammenleben. Renate.

Atmosphärische Blumen

Seltiam, daß mir die Atmosphärischen, fast vergessenen Blumen besonders lieb sind. — Vielleicht rührt es daher, daß schon meine Mutter sie liebte, die zarten Verbenen, die fleischigen, saftigen Balsaminen und vor allem das herrliche Ritterspornblühen mit dem eigenartigen Namen Portulak. Portulak, wie kennt ihn noch? So anpruchlos ist dieses winzige Blumenkind, daß es frischlich wächst und in den mannigfaltigsten Farben blüht, am allerliebsten sogar auf völlig sandigem Grunde. Wenn ich an den Portulak von Treggia denke, das war ein richtiger Teppich aus Blumen, auf dem die befährten Biengen im Oktober noch die weiß (oder waren es weiß?) Farben woben. Da glühte es feuerrot, rot, scharlachrot, purpur, lachstrot, rubin — und schwebelich um, und ich meine Fehler hatte die seltene Pracht. Sobald die Sonne sie nicht mehr beschien, schloffen sich die Köpchen zum Schlaf! Aus diesem Grunde eignet sich der Portulak nicht zur Schnittblume, so wenig als etwa die schmachtengelige Verbene oder die feige, dicke Balsamine. Er will im Freien das Auge erfreuen; im Bauergarten ist er zu Hause.

Da, vom Bauergarten und vom Lande her kam auch meine Unfähigkeit zu atmosphärischen Blumen. Da war doch unter ungeschicklichen, schloßbauerin, von der wir jahrelanglang Mühsal und Mutter bezogen. Was lenkte uns die Gute alljährlich zum köstlichen Augenstich? Einen Maian von Chinerlei- und „gewöhnlichen“ Nelken, wohl eingebunden von Bohnen- und Spargelkraut! In ihrem Garten wuchsen auch Stroßrosen, Friesli — die weißen, rojaroten Einfassungsnelken, Frauenherz, Neuben, Phlox. — Aber unsere Mutter besah noch eine viel seltener, vornehmer und wunderbare Blume: Die lantowische, dunstschimmernde Aurlil. Von dieser Pflanze hätten wir Kinder auch nicht eine Blüte zu brechen gewagt. Sie wuchs ja auch nicht so dicht wie das zierliche, gelbbraune Jungferngelächeln und sie konnte ihre Samen lange nicht so gut auswerfen wie „S. 31“ das blaueglühende Greichen im Grünen, das wir „Spinatti“ nannten, weil seine fächerförmigen Blättern es umfingen wie ein Spinnwebchen. Wie oft habe ich doch mit meinen Kinderhänden die reife, achtsichtige Spinnkugel ausgehakt und die kleinen Samen herausziehen lassen! Fast zu jeder Blume fand ich in einem bestimmten Verhältnis. So mußte ich, S. 3. selber erst aus den Kinderhänden herauswachen, um die letztgenannte, herrliche Blume, die Klattrose (warum nicht Papier-Rose?) richtig lieb zu geminen. Aber immer schon hatten es mir ihre Knospen und besonders die Früchte der wilden Blume, des „Chösidgrutes“ angetan. Die, pflegten wir zu inabern, das wäre es ein Hodgeng.

Das Wahrrecht der Frauen auf Grönländ

Kürzlich verstande der dänische Regierungschef, Staatsminister Hedest, im dänischen Reichstag, daß die Frauen auf Grönländ nun das Wahrrecht bekommen haben. Grönländ ist ja bekanntlich Dänemarks einzige Kolonie, und die riesige Insel im fernsten Norden hat den Dänen immer besonders am Herzen gelegen. Auf Veranlassung des Nationalrates der dänischen Frauen soll nun auch die Grönländerin das Recht haben, zur Wahlurne zu gehen und ihre Stimme abzugeben. Als Staatsminister Hedest diesen Entschluß verstande, erhob sich 450 sozialdemokratische Frauen, die anwesend waren, und gaben durch lebhaftes Händeklatschen ihren Beifall kund. Wieder ein Land für das Frauenstimmrecht gewonnen!

Aber in Wirklichkeit ist dieses Wahrrecht der grönländischen Frauen nur theoretisch, da die Grönländer

niemand freute sich über seine Erscheinung, als das liebe Großmütterchen, es drückte sich als seine erste Einseitigkeit mit unendlicher Liebe aus Herz und hieß dich tausendmal willkommen. Dies zu sehen, tat mir unendlich wohl, obgleich ich im Stillen immer den lieben Gott bat, das seine Wesen wieder zu sich zu nehmen, da ich ihm so gerne den Schmerz des Lebens erparit hätte. Doch fügte ich meiner Bitte immer bei: nicht, wie ich will, sondern wie du willst. Und Gott hat dich gewollt, daß du liebst, liebe Laura, denn er hat dich gewollt, durch unabhängige Gefahren glücklich hindurchgeführt. Darum wunische ich, daß du liebst zu jeder Zeit und zu jeder Verherlichung. Du würdest am 10. August von Pastor Gollmer in unserer Kirche getauft. Deine Taufpaten waren: Das liebe Gröschli, das ich die Kleine Laura gab, Herr und Frau, welche aus Trans und gab mir den Namen Marie, Wilhelmine, Herr Apotheker Fabian und Frau aus Melsleben geben dir den Namen Sophie und endlich fugtest dir der alten Urgroßmutter in Winterthur zu Ehren noch den Namen Margarete bei. Siehst du, deshalb bist du so reich mit Namen beschenkt worden. Am Handruckchen ist es Sitte, daß man sich für Mädchen mehrere Patinnen, sowie für Knaben mehrere Paten erbittet, von denen jeder oder jede dem Kinde einen Namen und zwar den ubigen geben. Dein Gröschli wollte aber nicht, daß du seinen Namen tragen sollstest und wählte daher Laura. Erst lange nachher gewahrten wir dann, daß dieser Name an deinem Geburtstag am 10. Juni im Kalender verzeichnet war. So treffen bei dir ganz zufällig Namens- und Geburtstag zusammen.

Der Radio Zürich

ehrt Elise Züblin-Spiller

Wir machen die Leser darauf aufmerksam, daß am Sonntag, den 11. Juli 1948 von 18.00—18.30 Uhr eine Radio-Sendung im Studio Zürich stattfindet, die unter dem Titel

„Erinnerungen an Elise Züblin-Spiller, Dr. med. h. c.“

dem Ansehen unserer hochverehrten, lieben Präsidentin gewidmet und von Elisabeth Thommen zusammengeleitet ist.

Wir sind überzeugt, daß alle unsere Leserinnen und Mitarbeiterinnen große Freude haben werden, diese Sendung zu hören, die zum größten Teil Zitate aus eigenen Aufzeichnungen der Verstorbenen enthält.

selbständig nur für die Gemeindefrauen wählen und weber ein Grönländer noch eine Grönlanderin praktisch die Möglichkeit hat, ihre Stimme für den grönländischen „Reichstag“, den sogenannten „Landstraad“ abzugeben. Grönländische Fischer, Seehundjanger und Arbeiter aus den Knollfubruchen können ihre Stimme nur durch den Vertrauensmann (Stellmanden) abgeben, und dieser gibt die Stimmen oft nach eigenem Gutdünken, so daß von einem Wahlrecht eigentlich keine Rede sein kann.

Nur kann man natürlich fragen, daß der Grönländer und vor allem Dingen auch die Grönlanderin nicht teil seien, überhaupt eine Wahl treffen zu können, wenn sie ihre Stimmen geben wollen. Aber wiederholt ist an den dänischen Reichstag von grönländischer Seite aus die Forderung gestellt worden, die Methode, daß der Vertrauensmann die Stimme für die grönländische „Reichstagswahl“ abgibt, abzubahern. Doch bis heute ist in dieser Beziehung noch nichts geschehen — das Reichstags-Wahlrecht ist also rein theoretisch.

Doch zur Gemeindefrauen gehen alle Grönländer, und nun haben auch die Frauen Zutritt. Und man nimmt an, daß sich alle Grönlanderinnen für dieses Problem interessieren werden. Die Grönlanderin überhaupt in den letzten Jahren viel selbständiger geworden, die absolute Abhängigkeit von aller Welt ist durch den Krieg aufgehoben worden. Früher durfte man nur mit besonderer Genehmigung nach Grönländ reisen, denn der dänische Staat wollte die Grönländer unter allen Umständen vor ansteckenden Krankheiten beschuten. H. M.

Aus dem Jahresbericht

der Zürcher Mittelschule „Athenaeum“

An der Zürcher Mittelschule „Athenaeum“ mit ihren Abteilungen Gymnasium, Oberreals, Handels- und Frauenfortbildungsschule wurden im Schuljahre 1947/48 von 22 Haupt- und Hilfslehrern 150 Schüler betreut, von denen mit Erfolg 12 die Maturität und Aufnahmeprüfung an die E. T. S. bestanden, sowie 14 sich der Handelsdiplomprüfung unterzogen.

Der Schulrat behandelte in 10 Sitzungen unter dem Präsidium von Herrn Arch. H. Knecht unsere Schulanlage, während die Verwalterschaft auf 6 Abenden des Jahres den Kontakt mit den Eltern aufnahm, um die Belange ihrer Kinder zu besprechen. Außerdem wurden die Eltern während der Schulzeit in regelmäßigen Abständen durch Zwischenzeugnisse über Fortschritte und Schwäche der Schüler orientiert. Das Internat am Zürichberg beherrschte vor allem die ausländischen Schüler, die trotz ihrer Vielprasenz (mehr als 1 Dugend Nationen) den Weg frieblicher Verbandigung gefunden haben.

Das Hauptziel der Schule neben der wissenschaftlichen Ausbildung, das Erlebnis einer Gemeinschaft, aufgebaut auf den Personlichkeitswerten jedes einzelnen, wurde zu erreichen verucht durch Ertunissen, einen Sporttag auf dem Sonnenberg und gesellschaftliche Anlässe. Die Handelschuler konnten ihre Berufseinstufung erweitern durch Besuch bedeutender Unternehmen. (W.)



ob es nicht besser wäre, diesen Besuch abzulehnen, und dadurch der lieben Mutter den Blick in unsere traurigen Verhältnisse zu erparen, oder ob es besser sei, sie kommen zu lassen und von ihr Rat und Hilfe anzunehmen. Natürlich siegte die letztere Idee. Wir taten unser Möglichstes, um alles in unserer Umgebung einen freundlichen Ausdruck zu geben, um womoglich den schlimmen Eindruck, den sie auf die liebe Mutter machen mugte, zu mildern. Ich zählte Tage und Stunden bis zum Augenblicke des Wiedersehens. Endlich Mitte Mai erhielt ich von Frankfurt aus einen Brief, worin die liebe Mutter uns genau ihre Ansicht besagte. In diesem Tage brachte mir mein Mann einige Tauben, die ich heftens für die liebe Mutter zugesandt hatte, während er nach Dransfeld ging, um sie dort abzuholen. Endlich am Abend bei mir an. Freunde und Schmerer mischten sich in der ersten Stunde so hart zusammen, daß wir alle drei frumm meinent zusammenzusenken. Endlich ermannte ich mich und dachte daran, meine Taube hereinzuholen, doch denke dir meine Bekung, ich fand die Schüffel leer und halb abgedeckt. Die Kage hatte den Braten gerochen, es war ihr gelungen, den Deckel etwas zu verschieben und sich die ischon gebratenen Tauben herauszuholen, wovon nur noch einige kleine Ueberreste in einem Winkel der Kage zu finden waren.

Eine der ersten Fragen der lieben Mutter war, ob wir eine von ihr gelandete Rufe erhalten hätten, die Wellen, eine kleine Kinderwasser, etwas Schweinefette und Rirsdamfser enthielt. Als wir dies verneinten, mußtete mein Mann logisch nach

Das liebe Gröschli pflegte dich und mich Tag und Nacht mit der größten Treue und Sorgfalt. Ich genas nur langsam wieder, du hingegen gebliebt zu feiner und unjener Freude. Du warst gesund und munter und wurdetest nur hier und da durch einige Bluhungen beunruhigt. So eines Tages schrieb du so lange und heftig, daß niemand dich kosten konnte. Wir schickten deshalb zur Sebnamme, die auch, obgleich schon auf Jahren, eilig über den Berg herber ü gewahrigt kam und nach kurzer Zeit schweiberechtiget bei uns anlangte. Sie nahm dich auf den Schoß und teilte unerdandliche Worte, während sie dir den Pelz mit Darmwool eintrieb, was dich bald beruhigte. Wir kubten sie, uns dieses Wundermittel zu entdecken, worauf sie uns einen wunderbaren Spruch im plattlandischen Dialekt vorlas, als namendige Bezeichnung, um das Einreiben. Die praktische Erfahrung hat uns aber nachher gelehrt, daß diese Einreibungen in solchen Fällen mit und ohne Spruch helfen können.

Das liebe Gröschli hat die Tage eigenhändig deine Wunden im Bad ausgepflist und sie bei gutem Wetter auf die Wiege gelegt zum Trodnen. Als ob du gemerkt hättest, wie viel Liebe du von deinem Gröschli empfangst, warst du, obgleich gegen alle Furche, doch am freundlichsten mit ihm. Eines Abends, du warst etwa elf Wochen alt, hatte dich das liebe Gröschli mit dem Arm und bedragte die purpurrot untergehende Sonne, auf einmal wurdetest du den Glanz aus gewahrt und die Freude daruber durchguckte einen Augenblick deine ganze kleine Gestalt. Fortsetzung folgt.

Die wirtschaftliche Situation der Schweiz

im Hinblick auf die Schweizerische Hilfsfähigkeit und Hilfsstätigkeit gegenüber dem Ausland*

Das häufigste Urteil, das zur Zeit im Ausland über die Schweiz unlaufen dürfte und das wir auch hier oft von Ausländern als ihren ersten Eindruck von der Schweiz hören, — dieses Urteil geht dahin, die Schweiz sei ein Paradies.

Wir selbst wehren uns jedoch inständig gegen eine solche Klassifizierung. Wir möchten gerne dieses Urteil richtig stellen, es auf ein vernünftiges Maß reduzieren, unsere Einschränkungen indessen möglichst durch Tatsachen fundieren.

Daher wurde beschlossen, gerade in das Programm der internationalen Tagung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine eine Darlegung der wirtschaftlichen Lage der Schweiz aufzunehmen. „Paradies“ und „Wirtschaftslosigkeit“ sind Begriffe, die von vornherein nicht ganz zusammenhängen. So erfasst sich, wie es zur Wahl dieses Themas gekommen ist, das ja an sich kein spezifisches „Frauen“-gebiet berührt.

Warum wehren wir uns denn so dagegen, daß man unser Land als Paradies ansehe? Ist es nicht ländlich gegen ein über alle Maßen gültiges Geschick, das unserem Land beschiedene Loos? Ist es nicht traffe Unkenntnis der tatsächlichen Lage in den Ländern rings um uns herum? Leben wir nicht, verglichen mit den übrigen europäischen Ländern, in unserem Land wirklich in paradisischen Zuständen?

Es ist wahr, daß wir Schweizer und Schweizerinnen vor uns verdammt zugehen, daß es uns heute materiell gut geht. Es ist richtig, daß wir sicher oft nicht genügend bewusst sind, wieviel das auch sonst bedeutet, wie relativ leicht sich politische und soziale Probleme aus einer materiell günstigen Grundlage lösen lassen. Wir sind geneigt, viel zu klagen, mehr von den Schattenseiten als von den Sonnenseiten unserer Lage zu sprechen, und zwar in einem Ausmaß, das gerade die Ausländer bestreuen muß. Ist nicht es fast so aus, als wenn wir die neidischen Wörter nicht auf unser Glück aufmerksam machen wollten.

Doch ist es nicht so sehr die Angst vor den Göttern, warum wir unser Land kein Paradies nennen möchten, als vielmehr die Angst vor den Vätern, die das Ausland an uns, das heile Zentrum eines beengten Europas, richten könnte?

Wir sind uns natürlich darüber klar, daß das Ausland in uns vor allem das Land sieht, das noch in der Lage ist, zu helfen. Auch die Hilfsfähigkeit und die Hilfsfähigkeit der Schweiz hängt jedoch von gewissen materiellen Voraussetzungen ab. Aber diese materiellen Voraussetzungen wollen wir uns im folgenden möglichst klarheit schaffen.

Doch sei hier eines vorausgeschickt: Mit wirklich christlichen Maßstäben können wir unsere Hilfsfähigkeit nicht messen. Wir sind nicht mit der Welt zu vergleichen, die zwei Scheitern, die von ihrer Armut alles was sie hatte, ihre ganze Nabung einlegte; wir geben nicht unsern zweiten Rock dem, der keinen hat, wir geben im besten Fall den letzten oder siebenten, vielleicht auch nur den zehnten oder zwanzigsten. Wir sind keine Heiligen und wehren uns darum auch inständig gegen die Bezeichnung unseres Landes als Paradies. Wir sind keine Paradiesbesitzer, sondern unvollkommene Menschen. Die menschlichen Belange sind zu stark in uns; nicht nur möchten wir gut essen und trinken, hübsche Kleider und Autos besitzen. Abgesehen von diesen materiellen Bedürfnissen liegen uns ja auch kulturelle und geistige Belange am Herzen: die Kinder sollten gut ausgebildet werden, wir möchten Bücher kaufen, Konzerte — oder auch Frauenkongresse — besuchen. Das alles kostet Geld und geht von dem ab, was wir dem notleidenden Ausland an Hilfe gewähren können:

* Referat gehalten an der Internationalen Tagung des Bundes Schweizerischer Frauenvereine 19. bis 23. Juni 1948 in St. Gallen.

Der Mensch lebt in diesem Dilemma und muß — soweit es ihm überhaupt freisteht — die Wahl treffen, in welcher Reihenfolge und in welchem Ausmaß er die verschiedenen — sagen wir einmal — „Bedürfnisse“ befriedigen will.

Sich darüber klar zu werden, was wir tun, was wir als ganzes Volk tun, entspricht auch der im großen und ganzen nichteren, realistischen Art von uns Schweizern. Die sonstigen Beiträge der Schweiz an die Menschheit sind ja vielleicht keine eigentlichen Spitzenleistungen: die Schweiz ist kein guter Nährboden für wirklich überragende Geistes- oder Kunstleistungen, dazu fehlt die Weite, die Größe. Was wir leisten und beitragen können an die heutige Situation, ist am ehesten Nützlichkeit, Realismus in der Erkenntnis der Lage. Wenn wir unsere eigene Hilfsfähigkeit im Rahmen der wirtschaftlichen Kräfte unseres Landes prüfen, so demonstrieren wir gleichzeitig damit unsere Art vor dem Ausland. Wie gesagt, wir sind uns bewusst, daß diese Demonstration nichts Begeisterendes, Mitreisendes hat; sondern sie ist nüchtern, realistisch, edgedeubend, so wie wir sind. Aber ist es nicht auch die Aufgabe einer internationalen Tagung, sich auf diese Weise gegenseitig kennenzulernen? Es sei noch einmal wiederholt:

Die Schweiz ist kein Paradies;

auch bei uns regnet das Mama nicht vom Himmel. Darum hängt auch die Schweizerische Hilfsfähigkeit von idischen Voraussetzungen, vom Wohlstand unseres Landes ab. Die wird auch in Zukunft davon abhängen, daß unsere Wirtschaft intakt bleibt. Daß sie bisher intakt geblieben ist, kommt natürlich in erster Linie daher, daß wir vom Krieg verschont geblieben sind, aber doch nicht ausschließlich.

Wenn daher im folgenden einige wichtige Wesenszüge der Schweizerischen Wirtschaft und Voraussetzungen des Schweizerischen Wohlstandes dargestellt werden, so nicht etwa in der Meinung, daß die Schweiz nachahmbares Vorbild sein könne für andere Länder, sondern darum, weil hier die Voraussetzungen, zugleich aber auch die Grenzen der Schweizerischen Hilfsfähigkeit sichtbar werden.

Die Schweiz ist, so paradox es heute klingen mag, an sich ein armes Land. Die Bedingungen unseres Wohlstandes sind labil, gefährdet und zwingen uns, wie es uns scheint, mit großer Notwendigkeit zu einer ganz bestimmten Haltung, zu einer bestimmten Politik und setzen auch unserer Hilfsfähigkeit relativ enge Grenzen.

Die natürlichen Voraussetzungen der Schweizerischen Wirtschaft sind nicht günstig. Der Raum ist eng, der Boden farg und die Bevölkerung dicht. Ein Großteil des Landes besteht aus Fels, Gestein, Seen oder Wäldern. Auch von der sogenannten landwirtschaftlichen Nutzfläche entfällt ein großer Teil auf die nur sehr extensiv bewirtschaftbaren Alpenweiden. Bezieht man die Schweizerische Bevölkerung auf das für die eigenen Ernährungsmöglichkeiten maßgebende Acker- und Wiesland, so weist die Schweiz die außerordentlich hohe Bevölkerungsdichte von 807 Menschen pro Quadratkilometer auf und wird nur noch von England und den Niederlanden übertroffen. Vorkriegsdeutschland und Vorkriegsösterreich, ja selbst die jetzigen deutschen Westzonen, nicht zu reden von Frankreich, haben dagegen eine geringere Bevölkerungsdichte pro Quadratkilometer Acker- und Wiesland.

Die Schweiz kann daher ihre dichte Bevölkerung nur ernähren, wenn sie aus dem Ausland große Teile ihres Nahrungsmittelbedarfes einführen kann. Selbst im Krieg, als man durch Umstellung der Vieh- auf Ackerwirtschaft die Versorgung aus dem eigenen Boden — unter beachtlichen Kosten — stark gesteigert hat, konnte nur bei Kartoffeln eine 100-prozentige Eigenversorgung erzielt werden.

Zwar fielen auch bei Fleisch, Milch und Milchprodukten sämtliche Einfuhren weg; hier aber wurde der Konsum durch eine entsprechende Rationierung einfach dem geringen Inlandsangebot angepaßt. Bei Getreide dagegen delft es im Krieg und bei durch Rationierung beschränktem Konsum die Inlandsproduktion nur gut die Hälfte, bei Zeiten drei Fünftel des Verbrauchs. Man schätzt, daß normalerweise 60 Prozent der Bevölkerung aus dem eigenen Boden ernährt werden können.

Es sind nun aber nicht nur Nahrungsmittel, die die Schweiz in großem Umfang einführen muß. Auch an Rohstoffen fehlt es der Schweiz fast vollständig. Die Schweiz besitzt keine Kohle, kein Eisen in nennenswertem Umfang, kein Petroleum, keinen Gummi, kein Kupfer, keine Tonerde für Aluminium, keinen Schwefel, keine Rohbaumwolle, keine Seide, nur ungenügend Holz und endlich auch keine Goldvorkommen. Mit Ausnahme von elektrischem Strom und gewissen Baumaterialien müssen alle Rohstoffe eingeführt werden. Kolonialwaren, aus denen man Rohstoffe beziehen könnte, besitzt die Schweiz ebenfalls nicht.

Der Einfuhrbedarf der Schweiz an Nahrungsmitteln und an Rohstoffen ist daher für unser Land sehr groß. Natürlich muß diese Einfuhr mit irgendwelchen Gegenleistungen bezahlt werden. Die Schweiz kann dies nur mit ihren Industrieerzeugnissen und den Leistungen unserer Hotellerie für die fremden Feriengäste und mit den Leistungen unserer Banken und Versicherungen tun. Erfahrungsgemäß sind die Leistungen der Schweiz als Feriencand, eventuell auch noch als Bank-, Handels- und Versicherungszentrum im Ausland einzuzeichnen bekannt; aber es gibt relativ wenig Ausfuhren, die sich bewußt sind, daß die Schweiz ein ausgeprägtes Industrieland ist. 45 Prozent der berufsständigen Bevölkerung sind in der Industrie beschäftigt. Wichtige Industriezweige sind die Maschinenindustrie, die Uhrenindustrie, die chemische Industrie und die Textilindustrie. Normalerweise werden ungefähr drei Viertel unserer Einfuhr mit den Erzeugnissen unserer Industrie bezahlt, der Rest durch die Leistungen der Hotellerie, des Handels, der Banken und Versicherungen und durch Kapitalerträge aus dem Ausland.

Aus diesen kurzen Anmerkungen ergibt sich die Wichtigkeit des Außenhandels für die gesamte Schweizerische Volkswirtschaft. Können wir unsere Waren und Dienstleistungen nicht an Ausländer verkaufen, so fehlen uns die Mittel, um unseren eigentlichen Existenzbedarf — Nahrungsmittel und Rohstoffe — aus dem Ausland zu sichern. Die Schweiz ist also wirtschaftlich außerordentlich stark mit dem Ausland verflochten. 27 Prozent unserer Produktion gehen schätzungsweise an das Ausland gegen beispielsweise nur 6-7 Prozent in den Vereinigten Staaten.

Dabei sind nun aber — von Natur aus — die Voraussetzungen für eine Industrieproduktion in der Schweiz nicht günstig. Einmal hängt das mit unserer Lage in der Mitte Europas zusammen. Es ist ja ganz schön, das Herz Europas zu sein, aber wirtschaftlich ist es eine kostspielige Sache. Die Rohstoffe für unsere Industrie, die Nahrungsmittel für unsere Bevölkerung müssen alle sehr weit her und namentlich weit über Land transportiert werden. Wie glänzend sind unsere Konkurrenzländer wie England, Schweden, Belgien, die am Meer liegen. Die hohen Transportkosten verteuern die Schweizerische Produktion ungeheuer und benachteiligen die internationale Konkurrenzfähigkeit unserer Exportindustrie.

Diesen Nachteil können wir nur bei solchen Produkten aufwiegen, bei denen Herstellungskosten ein verhältnismäßig kleiner Anteil auf Rohstoffe, ein verhältnismäßig großer Anteil dagegen auf Arbeit entfällt. Darum nicht zuletzt hat sich die Schweiz

auf hochqualifizierte, relativ arbeitsintensive Produkte spezialisiert. Ein typisches Beispiel sind die Schweizer Uhren. Oder um ein anderes zu nennen: die Schweizerischen chemischen Produkte; es werden nicht Produkte der sogenannten Schwermetalle, sondern arbeits-, forschungsintensive Pharmazeutika, Kunststoffe, Farben hergestellt und ausgeführt. Ähnlich ist bei den Maschinen: Es werden Spezialmaschinen gefertigt, an denen die Forderung der Präzision, die Arbeit, die Verusche, die Erfahrung der Techniker und Facharbeiter das Entscheidende ist. Selbst die Schweizerische Textilindustrie stellt hauptsächlich arbeitsintensive Qualitäts- und Spezialprodukte her, wie z. B. Seidenereien.

Das ist der eine Punkt: Die hohen Transportkosten der Rohstoffe zwingen die Schweiz zur Produktion arbeitsintensiver Produkte.

Der andere Punkt liegt darin, daß die Schweiz selbst ein kleines Land ist, nur vierzehnmal Millionen Einwohner zählt — nicht einmal halb soviel wie das heutige London — und daher der eigenen Industrie keine großen Inlandsmärkte zur Verfügung stellen kann. Wir können daher keine Massenfabriken aufbauen, die sich auf einen großen Inlandsabholer stützen können, wie z. B. vor allem die Vereinigten Staaten oder England oder vor dem Krieg auch Deutschland. Das ist darum in unserem Zusammenhang wichtig, als Massenproduktion stark verbilligt wirkt und die Herstellungskosten wesentlich senkt.

In massenweise fabrizierbaren Produkten werden uns also große Industrieländer förmlich immer überlegen sein. Die Schweiz wird damit abgedrängt vor allem auf die Fertigung von Spezialprodukten, die für die „Großen“ nicht so interessant, weil zu mühsam sind. Ein typisches Beispiel ist der Bau von Anlagen für elektrische Kraftwerke: Turbinen sind keine Massenartikel. Spezielle Werkzeugmaschinen, Meßinstrumente, modische Spitzenleistungen der Textilindustrie, sogenannten modische „Primexer“ sind weitere Beispiele.

Es sei noch einmal zusammengefaßt, daß die Schweiz wegen des Fehlens genügender Nahrungsmittel und Rohstoffen einen großen Importbedarf hat. Dieser Importerfordernis ist zu umfangreichen Exporten. Lange Transportwege und die Unmöglichkeit, in Massen fabrizieren zu können, erhöhen unsere Kosten und zwingen unsere Exportproduktion in ganz bestimmte Richtungen: Wir sind zur Herstellung hochqualifizierter, arbeitsintensiver Spezialprodukte gezwungen.

Von diesem Ausgangspunkt aus erklären sich nun eine ganze Reihe von Eigentümlichkeiten der Schweizerischen Wirtschaft, der Schweizerischen Wirtschaftspolitik, ja unserer Volksharakter.

Objektiv gesehen ruht die Schweizerische Volkswirtschaft auf einer sehr labilen Grundlage. Der Weg der Schweizerischen Ware im Ausland — eine Existenzfrage für uns — ist immer wieder Bedrohungen ausgesetzt. Alle unsere Erfindungen, unsere Spezialprodukte können nachgeahmt werden. Es ist ein ständiger Kampf, Neues hervorbringen, an der Spitze des technischen Fortschrittes zu bleiben, neue Bedürfnisse der ausländischen Volkswirtschaften zu entdecken. Das bedeutet viel Arbeit. Wir können uns also kein geruhames Leben leisten. Der Schweizer ist ein Arbeitsnatur, muß es aber auch sein.

Die Qualitätsarbeit ist A und O

unserer nationalen Existenz. Ein Qualitätsarbeiter aber kann nicht wie ein Hund leben, er braucht einen gewissen, einen ziemlich hohen Lebensstandard. Der hohe Lebensstandard muß weit verbreitet sein, sonst fehlt die Grundlage unserer Exportproduktion, unserer Existenz. Es ist sehr nützlich, sich klar zu machen, daß unser hoher Lebensstandard für uns nicht Mühe, Genuß bedeutet, sondern Notwendigkeit, Voraussetzung unserer Leistung, unserer unbedingten notwendigen Arbeitsleistung. Dadurch erhält der Wohlstand der Schweiz ein anderes, ein ganz neues Gesicht.

Noch etwas anders in diesem Zusammenhang: Qualitätsarbeit entsteht nicht von heute auf mor-

Wie machen wir Ferien?

Auf sehr verschiedene Weise natürlich, je nach Temperament, gewöhnlicher Lebensweise und vor allem je nach dem Tief- oder Hochstand unserer Kasse. Sind allgemeinen machen Leute mit Hochstands-Kassen viel weniger gute, d. h. für ihre Gesundheit und ihr Wohlbehagen zuträgliche Ferien als die anderen. Denn diese heißen heutzutage meist ein Auto und wenn sie männliche Familienangehörige aller Altersstufen haben, die 2-4 mal pro Jahr auch in den Ferien materielle Leben wollen, so ist jede Ruhe, weil keine, jedes behagliche Verharren in einem ganz passiven fast lethargischen Zustand für die Familienmitglieder von vornherein illusorisch. Denn: entweder muß sie mitfahren, oder dann liegt sie allein im Hotel zermürdet friedlich im Liegestuhl im Garten, sich der Ruhe freuend, um dann bei zunehmendem Abend und beginnender Nacht, die gehobte Erholung in einem unheimlichen Angstgefühl um ihre motorisierten Angehörigen prompt abzureagieren, das jede Mutter und Frau einer Auto- und fahrradbesitzenden Männer besitzenden Familie zur Genüge kennt. Da wäre mal Kadidlag Nr. 1: bei Familienferien ohne den „Karten“ in die Ferien gehen!

Für den großen Durchschnitt der Frauen fällt ja dieses Problem guttob weg. Aber für sie gibt es genug andere. Für mich ist eines der sonderbarsten dasjenige der Vorbereitung auf die Ferien. Die werden von vielen Frauen so fieberhaft betrieben, in den letzten Tagen oft bis in alle Nacht hin-

ein, daß sie mindestens die erste Ferienwoche so erschöpft sind, daß sie noch gar nichts davon haben. Da wird in der Wohnung gepußt, aufgeräumt, weggestellt, eingeschlossen, als ob man mindestens in die Weigheit abziehen wollte, und seinen Nachbarn doch einen recht tüchtigen Eindruck seiner Hausmannsfähigkeiten, „vermachten“ möchte. Jede Schublade, jeder Schrank, jedes Wädrüch wird aufgeräumt, es ist fast nicht zu beschreiben!

Und dann erit noch die Kleiderfragen: Gewiß, man möchte seine Kinder sauber und ganz und recht verzogen in die Ferien schicken. Aber ist es dazu nötig, daß noch in alle Nacht geschäft und geschäft wird? — Sie laufen doch dahinter auch anständig und nett herum, im Haus und in der Schule. Warum mühen die Kinder den Begrif bekommen, das alles feil nicht gut genug für fremde, andere Leute? Und für sich selber: man muß zur Schneiderin, zur Modistin, dieses Kleid ändert man selber, jenen Hut trempelt man um, man näht Krägeln und Manschetten; dieses Jahr verläßt man alten Galnen etwas von der „neuen Linie“ beizubringen — eine Linie übrigens, die nur eine Wechdelung der bereits überlieferten Frauen mit sich bringt — und man ermidelt sich mit unzulässigen Überlegungen, Arbeiten, Sorgen; man opfert Zeit, Schlaf, Nerven, wenn denn eigentlich? Weil man die sonderbare fixe Idee hat, daß man für eine fremde Umgebung irgendwie besser, eleganter, dicker aussehen müsse als für seine Lieber, seine Freunde, seine Umgebung daheim. Ist das eigentlich eine kluge Überlegung? wäre es nicht besser sich zu sagen: Wenn ich mit dem was ich habe für meinen Lebenskreis gut genug bin, so bin ich es

erit recht für fremde Menschen, die mich gar nichts angehen. Ist da nicht irgendwo in der Tiefe unseres Geins der Wunsch mehr zu scheinen als wir eigentlich sind, zu imponieren mit etwas, was eigentlich über unsere Verhältnisse geht? Dieser Wunsch, der im Leben der Einzelnen und der Familien so viel Unheil anrichtet!

Es ist ja wahr, die meisten Menschen beurteilen uns nach Neuheitsfaktoren, und meistens gibt es in der Menge nur einige wenige, die den reinen Blick für das eigentliche Wesen einer Persönlichkeit haben. Reich seiner Straßentafel wird man eingereiht in reiche oder arme, kultivierte oder primitive Menschen mit entsprechendem Mißde. Da fällt mir eine bezeichnende kleine Geschichte ein, die einer alten Freundin von mir begegnet ist. Sie ging immer sehr einfach, manchmal sogar etwas „bohémémäßig“ gekleidet aus. Dann hatte sie einmal ein großes Familienfest in ihrem alten Haus, das mit lauter Möbeln und Bildern aus altem Familienbesitz recht gemüßlich aussieht. Eine fremde, für den Service zugezogene Servierfrau betrachtete alles sehr genau, besonders einen alten, hochadelichen ähernen Frühstückstisch auf der Terrasse und sagte dann ganz frohlich: „Das hätte ich nie gedacht, daß Sie so etwas haben! Man kann Sie auf dem Markt und in der Stadt finden, würde man nie denken, daß Sie so schöne Sachen haben könnten.“ Die alte Frau lachte herzlich und meinte: „ja mit dem filbernen Korb kann ich halt wirklich nicht, „uf de Märkten.“

Aber eben so ist es, man will, daß fremde Menschen uns richtig, d. h. auf der richtigen Höhe, und womöglich noch ein wenig höher einschätzen, un-

deshalb macht man sich vor den Ferien tödliche. Und dann endlich in den Ferien! Wir, heute so hart beanspruchten Hausfrauen sollten vor allem Ruhe und Stille haben, und dazu womöglich Allein-Ferien, oder mindestens einen Teil derselben als Allein-Ferien verbringen können. Einmal aufstehen, frühstücken, schlafen, essen, herumliegen, spazieren gehen, man und wie lange wir wollen; einmal mit den Menschen Kontakt haben, die in's antehen, und unter Angehörigen vielleicht gerade nicht, einmal einfach 2-3 Wochen als bieder, hartgegrasteter Egoist leben dürfen, der sich nicht ständig den Wünschen seiner Angehörigen, den Notwendigkeiten seiner Hausgemeinschaft, den Erfordernissen des Berufes anpassen muß. Ich weiß, es tñnt schrecklich herzlos, egoistisch, sozial — aber bei der heutigen fortpredlichen und geistigen Beanspruchung der Frau ist es das Einzige, was ihr wieder die nötige Kraft, die nötige innere Freude, und die unerlässliche liebende Bereitschaft für die übrigen 11 Monate des Jahres gibt. Wohl wäre es schön, gemeinsam mit seinem Lebensgefährten, seinen Kindern Ferien zu verbringen, aber wo es darum geht, überbeanspruchte Kräfte der Seele und des Körpers zu regenerieren, wie dies in den Ferien geschehen sollte, wäre es nötig, daß öfters als bisher von allen Seiten das Opfer gebracht würde, daß die Frau ihre Ferien als wirkliche Ruhe- und Entspannung-Zeit verstehen könnte, frei von jeder Bindung, jeder Anspannung an alle diejenigen, denen sie sonst Tag für Tag in aufopfernder Liebe und Willigkeit freundlich und froh bereit stehen möchte.

J. Ch.

gen, sie beruht weitgehend auf einer ungebrochenen Tradition. Dazu gehört eine gewisse Konstanz, eine gewisse Sicherheit, Konstanz und Stetigkeit erscheinen aber grösste, unerfüllbare Forderungen in einem Land, das so stark vom Export und damit von den Wechselkursen, von Krisen und Depressionen im Ausland abhängig ist. Wie war es möglich, so fragt man sich, daß die Schweiz relativ so unerfüllt durch die Weltwirtschaftskrise der Dreißigerjahre und durch die beiden Weltkriege durchgegangen ist, also durch Zeiten, in denen die früheren außenwirtschaftlichen Beziehungen größten Veränderungen, ja der Auflösung unterworfen waren?

Wesentlich zur Wahrung der nötigen Konstanz und Sicherheit hat wohl das Vorhandensein von Reserven, von „Posten“ beigetragen, und zwar der Voller in den verschiedenen Formen. In den Dreißigerjahren ist es z. B. darum nicht zu sprechen, wieviel Reserven vorhanden waren, weil der Export zurückging, immer noch relativ viel gebaut wurde mit Geld, das in den vorangegangenen guten Jahren gespart, in Reserve gelegt worden war.

Eine ähnliche Rolle spielten die Reserven auch in diesem Kriege. Jede Haushaltung, Handel und Industrie wurden zum Anlegen von Vorräten angehalten. Über die Pflichten hinaus sind auf eigene Initiative beträchtliche Lager überall angelegt worden, aus der Überlegung heraus, nur dadurch könne man sich einigermaßen sichern und die Produktion weiterführen.

Das Reservenbild, das auf Sicherheit abzielt, ist eine sehr ausgeprägte Eigenschaft der Schweizer und zeigt sich überall, bei Hausfrauen und Unternehmern. Die Unternehmer kalkulieren bei ihren Kostenrechnungen verhältnismäßig große Sicherheitsmargen ein; es wird nicht zu knapp kalkuliert. Die Schweizer Hausfrau spart darauf, daß sie gewisse Vorräte besitzt. Bäcker, Metzger, die englischen Hausfrauen z. B. waren schon vor dem Krieg klein im Verhältnis zu jenen entsprechenden Schweizer Haushaltungen.

Nun ist es nicht einfach so, daß man sich in der Schweiz eben Reserven leisten kann, weil man reich ist. Reserven bilden ist ein so nicht möglich ohne Sparen, ohne Verzicht auf andere Ausgaben. Man muß eben eine Zeitlang auf sich und die vielen andere Dinge verzichten, bis man sich ein ganzes Duzend Leinwänder, eine Nähmaschine, einen Satz Feder leisten kann. Die Schweizer sind im Durchschnitt sparsam, sie sind nicht verschwenderisch veranlagt und haben Zeiten erlebt, wie im 19. Jahrhundert, wo sie angefaßt der damaligen Armur der breiten Schichten in geradezu phänomenaler Weise gespart haben.

Wie sehr uns das Sparen in Fleisch und Blut übergegangen ist und zu unserem spezifischen Charakter gehört oder zumindest gehörte, erweist sich bis in tausend kleine Züge des täglichen Lebens. Die oft beobachtete ausländische Sitte, Reste der Mahlzeit auf dem Teller liegen zu lassen, ist uns fremd, ebenso die vor dem Krieg in England geübte Sitte, von den Pfäumen die Haut, vom getoasteten Brot die Rinde nicht zu essen.

Sparen ist eine Tugend,

Schachern und Knauern ein Laster. Der Übergang von der Tugend zum Laster wird leicht gemacht, besonders in der Schweiz. Es wird in der Schweiz oft sinnlos getauselt und das führt auf den ganzen Charakter ab. Wir sind deshalb wenig großzügig, ängstlich und kleinnützig, es geht uns nur schlecht, uns von den üblen Nebenwirkungen des Sparzwanges, unter dem wir leben, freizubekommen.

Es sei aber noch einmal wiederholt, daß das Sparen, das Vollerhalten für die Schweiz so wie nun einmal ihre Lage ist, eine gewisse Notwendigkeit bedeutet. Ein Land, das in erster Linie Qualitäts- und Spezialprodukte herstellt und herstellen muß, erscheint ja im heutigen verarmten Europa an sich eine Aburteilung zu sein. Eine so kunstvolle und empfindliche Struktur unserer Wirtschaft ist überaus risikobehaftet. Sie ist nur möglich, wenn sie auf ausreichenden Reserven und Postern ruht.

Darum erscheint es nun außerordentlich schwerwiegend und bedrohlich zu sein, daß in letzter Zeit auch in der Schweiz, obwohl in geringerem Maße als im Ausland, der Sparzinn verloren geht. Es sind die bekannten Phänomene wie anderswo, wenn auch in abgeschwächter Form, die zu dieser Entwicklung geführt haben: Steigende Preise und hohe Steuern lähmen den Sparwillen, lassen das Sparen sinnlos erscheinen. Die Verbesserung der sozialen Einrichtungen vermindert zudem den Zwang zum individuellen Sparen. Wer bisher gespart hat, ist schlecht gefahren. Auch in der Schweiz sind heute die Renten- und Pensionsbezüge der Leidtragenden. Das ist großen Bevölkerungsgruppen gegenüber in der Schweiz wirtschaftlich gut geht, darf nicht darüber hinweggehen lassen, daß die Renten- und Pensionsbezüge, welche Schichten des Mittelstandes, beträchtlich verarmt, zu einer sehr bescheidenen Lebenshaltung gezwungen sind.

In diesem Zusammenhang ist kurz das Thema der Preise berührt, das für die Schweiz eine besondere Bedeutung hat.

Während in anderen Staaten die staatliche Rationierung, die Rohstoffsteuerung, die Arbeits- und Produktionslenkung eine ausschlaggebende Rolle spielen, hat die Schweiz solche Maßnahmen, so weit sie während des Krieges notwendig waren, sehr weitgehend wieder abge-

schaft. Produktion und Konsum richten sich wieder nach den Preisen der Güter. Daß in der Schweiz alle Waren erhältlich sind, heißt darum für den einzelnen Schweizer noch nichts, solange die Preise einfach so hoch sind, daß er sich die Ware nicht leisten kann.

Die Preise stabil zu halten,

ist nicht einfach laufen zu lassen, ist für die Schweiz eine ganz besonders wichtige Aufgabe. Und zwar nicht nur darum, weil bei stabilen Preisen mehr geliebt und das Los der Rentner und Pensionsbezügler erleichtert wird. Vor allem auch darum, weil die Schweiz ein Exportland ist und darum nicht höhere Preise als ihre ausländischen Konkurrenten haben darf. Die Schweiz erlebte im Kriege eine relativ starke Preissteigerung, d. h. im Vergleich zu den andern großen Industriestaaten, den Konkurrenten unserer Schweizerischen Exportindustrie. Nach dem Krieg sind die Preise im weltwirtschaftlich wichtigsten Land, in den Vereinigten Staaten, dagegen härter gefallen, so daß sich der Unterschied wieder verringert hat. Die Schweiz hat sich mit einigem Erfolg um die Eindämmung der inflationären Preisaufrichtendungen im eigenen Land bemüht. Die Preiskontrolle wurde beibehalten, die im Krieg eingeführt worden war. Anfangs dieses Jahres ist auch das sogenannte Stillhalteabkommen zustande gekommen, durch das sich alle großen Wirtschaftszweige freiwillig verpflichteten, vorläufig von Lohn- und Preissteigerungen abzuhellen. Daß sich aber hier für die Schweiz immer wieder schwierige Probleme stellen, namentlich im Hinblick auf den Preisdruck, den wir unserer Landwirtschaft gewähren müssen, sei nur kurz erwähnt.

Gerade mit Rücksicht auf unsere Preisstabilität hat nun die Schweiz auch eine relativ vorsichtige Kreditpolitik gegenüber dem Ausland betrieben. Auslandsdarlehen bergen immer die Tendenz und Gefahr in sich, im eigenen Land die Preise steigen zu lassen. Das erweist sich zur Zeit z. B. in Schweden, dessen Kreditgewährung nach dem Krieg weiter ging als die der Schweiz. Die stärkere Steigerung der schwedischen Großhandels- und Exportpreise seit Kriegsende dürfte nicht zuletzt auf diese umfangreiche Kreditgewährung zurückzuführen sein. Die Schweiz war vorsichtiger. Da wir auch in Zeiten härterer Konkurrenz und größeren Preisdrucks, wie wir sie für die nächste Zukunft erwarten, exportieren müssen, so müssen wir darauf bedacht sein, mit unseren Preisen einigermaßen konkurrenzfähig zu bleiben.

Der Exportzwang — um das bisher Gesagte zusammenzufassen — führt die Schweiz logischerweise dahin, Posten zu bilden und zu sparen, inflationäre Preissteigerungen zu bekämpfen und daher auch bei Kreditgewährungen an das Ausland vorsichtig zu sein.

Es klingt dies alles sehr nüchtern. Es ist aber darauf hinzuweisen, daß Länder wie Schweden, die in ihrer Kreditgewährung an das Ausland viel großzügiger vorgehen als wir, aber nicht die nötigen Konsequenzen in Bezug auf die Einschränkungen ihrer eigenen Ansprüche zogen, sich sozulegen überkommen haben und in Tat und Wahrheit nun wohl eher weniger leisten können als die vorsichtigeren Schweizer. Vielleicht ist die

Apologie der Schweiz

beeindruckend, aber doch nicht ganz überzeugend. Wenn man feststellt, daß die zum Export gezwungene Schweiz Qualitätsarbeit und darum einen relativ hohen Lebensstandard mit Reserven und Sicherheit braucht, daß solche Überlegungen auch den Grad unserer Hilfsfähigkeit an das Ausland bestimmen müssen und uns ein gewisses Maß auferlegen, so kann man dagegen mit einigem Recht einwenden, daß es in der Schweiz viele Leute gibt, die in Saas und Braus leben und die leicht mehr helfen könnten, ohne dadurch die schweizerische Qualitätsarbeit zu gefährden.

In Saas und Braus lebende Menschen gibt es freilich überall und zu allen Zeiten; sie haben zudem die Eigenschaft, besonders aufzufallen. Dagegen kann auch auf die zahlreichen Schweizer — oft in bescheidenen Verhältnissen lebend — hingewiesen werden, die sich wirklich in anständiger Weise bemühen, Hilfe zu leisten und auch persönliche Opfer auf sich zu nehmen.

Im sich aber von mehr persönlichen und darum zufälligen Eindrücken möglichst frei zu halten und ein objektives Bild der schweizerischen Hilfsfähigkeit zu erhalten, gibt es nur einen Weg: den Umfang der schweizerischen Hilfeleistungen insgesamt zusammenzustellen. Was hat die Schweiz insgesamt, sei es in Form von Hilfeleistungen à fonds perdus, was in Form von Krediten an die Umdring der Kriegsnote und den Wiederaufbau Europas geleistet?

Die schweizerischen Hilfeleistungen

Im Krieg und in der Nachkriegszeit sind bis ungefähr Ende 1947 auf etwas über 2 Milliarden Fr. geleistet worden.

Von dieser Gesamtsumme entfallen 0,25 Mrd. Fr. auf Gold, das die Schweiz den Alliierten überlassen mußten, da diese behaupteten, die Schweiz sei während des Krieges von Deutschland mit Raubgold bezaht worden. Die Schweiz hat zwar diese Theje nicht als richtig anerkannt, hat sich aber bereit erklärt, diese Summe in Gold als einen Beitrag zur Befriedung und zum Wiederaufbau Europas zur Verfügung zu stellen.

Die restlichen knapp zwei Milliarden Franken, die die Schweiz aufgebracht hat, bestehen unge-

fähr zur Hälfte aus kommerziellen Krediten, zur andern Hälfte aus eigentlichen Spenden. Kommerzielle Kredite wurden seit Kriegsende gewährt an Frankreich, Belgien und Luxemburg, Holland, die Tschechoslowakei, England, Dänemark, Norwegen, Jugoslawien, Rumänien und neuerdings auch an Schweden. Zu etwa drei Vierteln waren es staatliche Kredite, zu einem Viertel Kredite privater Kreditgeber.

Die eigentlichen Spenden sollen bis Ende 1947 etwa 950 Mill. Fr. erreicht haben, was eine in mancher Hinsicht vorsichtige Schätzung ist. Die Millarde dürfte in diesem Jahr wahrscheinlich überschritten werden, wenn man berücksichtigt, daß offiziell allein die gegenwärtigen Liebesgabenaktionen an Verwandte und Bekannte im Ausland auf 100 Mill. Fr. jährlich geschätzt werden, von privater Seite sogar noch etwas höher.

Von den 950 Mill. Fr. entfallen etwa 550 Mill. Fr. auf Leistungen des Bundes. Hauptbestandteile der eigentlichen Hilfeleistungen bilden die Ausgaben für zivile Flüchtlinge und Militärinternierte. 152 Mill. Fr. gewährte der Bund der Schweizerpende.

Die Schweizerpende — das sei hier eingefügt — wurde kurz nach dem Krieg, sozusagen als Dankopfer für die gnädige Bewahrung, als große Sammelaktion durchgeführt. Da die Schweiz nicht der UNO angehört und daher auch nicht der UNRRA beigetreten ist, sollte die Schweizerpende auch zugleich als schweizerische Äquivalent eines UNRRA-Beitrages bilden. Sie ergab aus öffentlichen und privaten Mitteln zunächst einmal 188 Mill. Fr., was dann später noch weitere Mittel kamen.

Die privaten Leistungen lassen sich wiederum in zwei Hauptgruppen aufteilen: in jene der individuellen Spenden an Verwandte und Bekannte und in jene der großen Hilfswerke. Insgesamt haben diese privaten Leistungen bis Ende 1947 rund 400 Mill. Fr. erreicht.

Davon entfallen 100 Mill. Fr. auf die Hilfeleistung an Private, eine Form der Hilfeleistung, die besonders nach dem Krieg einen immer größeren Umfang erreicht hat. Diese individuelle Hilfeleistung ist charakteristisch für den Schweizer, der sich nur relativ schwer für unpersönliche Großaktionen begeistern läßt.

Es sei hier kurz darauf aufmerksam gemacht, daß natürlich Schenkungen über diese individuellen Hilfeleistungen sehr schwer durchführbar sind und daher ihr Unhöflichkeitseffizient groß ist. Mitteldeutscher und Alt-Schulpatente sind z. B. in ihrem Wert kaum zu erfassen. Geleitet wurde, daß im Jahre 1947 der private Paketverkehr, der also nicht über Liebesgabenfirmen ging, 1 ein Viertel Mill. Stück umfaßte und in den ersten fünf Monaten dieses Jahres mit der Voderung der Postausfuhrbestimmungen noch weiter zugenommen hat.

Weiter ist zu berücksichtigen, daß nicht alles, was durch Liebesgabenfirmen geschieht wird, wirklich den Namen einer Liebesgabenfondierung verdient, sondern auf diese Weise Transaktionen durchgeführt werden, die rein geschäftlichen Charakter tragen. Ich erwähne nur ein „schlechtes“ Beispiel: Sendungen deutscher Bücher im Postverkehr aus Deutschland gegen Kaffee-Pakete. Endlich wären auch die Gelder abzugeben, die gewisse Liebesgabenfirmen als eigenen Gewinn zurückbehalten oder die von dubiosen Firmen, die es leider auch gibt, untergeschlagen worden sind. Zahlen, die darüber Auskunft geben und die die Schenkungen genauer machen würden, sind leider unbrauchbar.

Von den großen Hilfswerken haben die privaten Hilfsorganisationen wie Caritas, Hilfswerk der evangelischen Kirchen, Arbeiter-Hilfswerk usw. zum Gesamt bis Ende 1947 schätzungsweise 42 Mill. Fr., die Flüchtlingshilfe 69 Mill. Fr., das Internationale Rote Kreuz 25 Millionen Franken, das Schweizerische Rote Kreuz und seine Kinderhilfe 108 Mill. Fr. aufgebracht. Endlich sei der Vollständigkeit halber noch einmal der Beitrag der Privaten an die Schweizerpende von rund 50 Mill. Fr. erwähnt. In den

Auflösungen der Kinderhilfe des Roten Kreuzes sind auch die Kosten entfallen, die schweizerischen Pflegeeltern durch die Aufnahme ausländischer Kinder entstanden sind. Allein durch das Rote Kreuz haben bis heute 150 000 Kinder Aufnahme in der Schweiz gefunden. Die Kosten eines Kindes, das über drei Monate in der Schweiz weilt, sind nach obiger Schätzung sehr tief mit 300 Fr. angelegt worden. Eine Schätzung des Roten Kreuzes selbst geht auf 400 Fr. und von anderer, kompetenter Seite sind 500 Fr. genannt worden. Die Verberberung ausländischer Kinder dürfte also leichtlich bedeutend mehr Kosten verursacht haben, als die obige Schätzung angenommen hat.

Um nun insgesamt einen internat. Maßstab zu gewinnen für das, was die Schweiz geleistet hat, sei die Gesamtsumme von etwa 2,1 Mrd. Fr. Hilfeleistungen und Krediten mit den amerikanischen Leistungen verglichen. Die Vereinigten Staaten haben bis Kriegsende bis Ende 1947 nach offiziellen Angaben 17,35 Mrd. Pfund Sterling an Hilfeleistungen und Krediten an das notleidende Ausland aufgebracht. Würde man die 2,1 Mrd. Fr. der Schweiz in Dollar umrechnen und in Beziehung setzen zur etwa 33 mal größeren Bevölkerung der Vereinigten Staaten, so käme man auf ziemlich genau die gleiche Ziffer, eher noch etwas höher. Wenn den Vereinigten Staaten, einerseits eine stärkere Hilfeleistung zumuten ist wegen der größeren Produktivität der amerikanischen Volkswirtschaft und ihrer völkertypischen Stellung, die sie beanspruchen, so muß doch andererseits gesagt werden, daß die Schweiz eben näher bei den kriegsnotleidenden Ländern liegt und aus diesem Grunde von ihr eine relativ größere Hilfe erwartet werden kann.

Zwei Punkte sind zum Schluß noch besonders hervorzuheben, die bei einer Beurteilung der schweizerischen Hilfsfähigkeit nicht übersehen werden sollten.

Erstens einmal sollte nie vergessen werden, daß die Schweiz ein kleines Land ist. Wir sind in der Schweiz 4,5 Millionen Menschen, während Europa ohne Anblich schon vor dem Krieg über 400 Millionen Menschen zählte, also rund das hundertfache. Es ist gut, sich dieses Verhältnis von 100 Europäern auf 1 Schweizer vor Augen zu halten, wenn man sich eine Vorstellung von der Hilfe leisten kann.

Und dann noch ein Punkt: Die schweizerische Hilfeleistung ist — gerade verglichen mit der bisherigen Hilfe der Vereinigten Staaten — in verhältnismäßig großem Umfang in Form eines reinen Geldschusses zur Linderung der Not und nicht in Form von Krediten zur Förderung des Wiederaufbaus geschickt worden. Wohl hat sich die Schweiz im einzelnen bemüht, auch ihre Geschenke so zu gestalten, daß damit die Selbsthilfe in den Notgezeiten möglichst gefordert werde. Einen entscheidenden Einfluß auf die Wiederverbesserung der Produktionskraft der kriegsruinierten Länder konnte sie in diesem Sinne ausüben.

Gerade aber auch die „Schenkform“ der schweizerischen Hilfeleistung dürfte mit der Tatsache, daß die Schweiz ein kleines Land ist, im Zusammenhang stehen. Wenn die Vereinigten Staaten das Hauptgewicht auf wiederaufbaufördernde Kredite legen, so ist dies sinnvoll, weil sie zugleich auch die notwendigen politischen Entschlüsse, z. B. über Produktionskapazität und Demontage in den unterstützten Ländern fällen konnten. Für die Schweiz, die von diesen Entscheidungen ausgeschlossen ist, ist es dagegen realistischer, ihre Hilfe von vornehmlich möglichst „à fonds perdus“ zu gewähren.

Die persönliche Ansicht der Referenten ist es allerdings, daß die reine „Schenkform“ der Hilfeleistungen nicht ideal ist und sehr viele Gefahren hat. Beziehungen von Mensch zu Mensch, die sich auf das Geben des einen Teils und das Nehmen des andern gründen, können sehr schön und wertvoll sein, sind aber in der Regel außerordentlich große Belastungen auf beiden Seiten ausgelegt. Es bedeutet schon für den Schenkenden immer wieder eine Anstrengung, um sich in der Notlage des andern zu befehen, auf eigene Ansprüche zu verzichten und nicht müde zu werden. Und doch ist wohl die Belastung für den Beschenkten noch größer — die Belastung, sich helfen zu lassen und helfen lassen zu müssen. Wie viel einfacher wäre es, menschlich gesprochen, wenn alle Beziehungen auf gegenseitigen Leistungen beruhen könnten und die wirtschaftliche Eigenverantwortlichkeit aller gewahrt werden könnte.

Diesen Segen der Eigenverantwortlichkeit genießt die Schweiz in weitgehendem Maße. Und was uns ein Segen zu sein scheint, das möchten wir auch den andern wünschen und hoffen, daß den Ländern rings um uns herum die Voraussetzungen dazu, die wirtschaftliche Erholung, recht bald beschieden sein möge.

Susanne Preisner!

Das Aluminium in der menschlichen Nahrung

„In der Presse taucht von Zeit zu Zeit etwa die Behauptung auf, daß die Verwendung von Aluminiumgeschirr zur Zubereitung und zum Aufbewahren von Speisen gesundheitsgefährlich sei. Die Gefahren sollen Aluminium an die Speisen abgeben, wodurch es zu akuten oder chronischen Vergiftungen kommen soll. Sogar die Erzeugung von Krebs wurde dem Aluminiumgeschirr zugeschrieben“, schreibt S. Hadorn vom eidgenössischen Gesundheitsamt in den „Mitteilungen aus dem Gebiete der Lebensmitteluntersuchung und Hygiene“ Bd. 38, Heft 4/5, 1947 in einer großen Arbeit: „Studien über das Vorkommen des Aluminiums in Naturprodukten und in der menschlichen Nahrung“. Er hat diese Frage von allen Seiten angepaßt und geht, auf alle Details können wir in diesem Referat aber nicht eingehen. Unterjucht wurden Getreide, Gemüse, Mineralwässer, Eier, Früchte, tierische Gewebe.

Das Aluminium findet sich in wechselnden Mengen in allen pflanzlichen und tierischen Genußmitteln. Sogar die Erzeugung von Krebs wurde dem Aluminiumgeschirr zugeschrieben“, schreibt S. Hadorn vom eidgenössischen Gesundheitsamt in den „Mitteilungen aus dem Gebiete der Lebensmitteluntersuchung und Hygiene“ Bd. 38, Heft 4/5, 1947 in einer großen Arbeit: „Studien über das Vorkommen des Aluminiums in Naturprodukten und in der menschlichen Nahrung“. Er hat diese Frage von allen Seiten angepaßt und geht, auf alle Details können wir in diesem Referat aber nicht eingehen. Unterjucht wurden Getreide, Gemüse, Mineralwässer, Eier, Früchte, tierische Gewebe.

Am tierischen Organismus ist das Aluminium ebenfalls in allen Geweben, jedoch in sehr geringer Menge vorhanden. S. Hadorn untersuchte dann festgelegte Speisen auf Aluminium, so Milch, Brot, Café Compté, Müttigkeiten, Rastellen und fand den natürlichen Aluminiumgehalt der ganzen Tagesmahlzeit zu 6 mg pro Tag. Wird viel Fleisch und Feinmehl gegessen, so verringert sich der Gehalt, jedoch man den Tagesgehalt der Nahrung auf 1,5 — höchstens 10 mg annehmen kann.

Bei normaler Zubereitung von Speisen in Aluminiumgeschirr werden nur unbedeutende Mengen Aluminium gelöst. So reiner das Metall, desto geringer ist der Angriff. Die gelösten Mengen sind unbedeutend, immerhin sollen dauernd Speisen nicht zu lange in Aluminiumgeschirr stehen, und sollen nicht darin aufbewahrt werden, weil sie doch das Metall mehr oder weniger angreifen. Man möchte haben Versuche mit größeren Aluminiummengen, um die Schädlichkeit zu erkennen. In keinem dieser Versuche konnte irgend eine Schädigung durch Aluminium nachgewiesen werden. Die Angaben von Extraktionen und Krebserzeugung sind also unrichtig.